

Zeitgeschichte im Spannungsfeld zwischen Politik, Biografie und Methodik: autobiografische Anmerkungen

Botz, Gerhard

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Botz, G. (2017). Zeitgeschichte im Spannungsfeld zwischen Politik, Biografie und Methodik: autobiografische Anmerkungen. *Historical Social Research, Supplement*, 28 (2nd ed.), 23-102. <https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.28.2017.23-102>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Zeitgeschichte im Spannungsfeld zwischen Politik, Biografie und Methodik. Autobiografische Anmerkungen

Gerhard Botz*

Abstract: »Contemporary History between Politics, Biography, and Methodology. Autobiographical Remarks«. Gerhard Botz outlines his scholarly autobiography in its interrelationship with and against main developments in Austrian politics and historiographic trends. However, he does not want to present a coherent narrative about his career from social and scholarly peripheries to close to the centres of historical and social scientific research. The unfolding of his scientific profile is compounded of different puzzle pieces like memory-based descriptions, historical analyses of contemporary political contexts, and his live story interviews. As an historian the author tries to integrate social science and cultural history methods and theories into his main professional grounding which is focused thematically on Austria's history since the end of the First World War, particularly on the disastrous effects of violence and the Nazi dictatorship. He presents his main findings and the methodical practices along three fields of long term interests and projects: political violence and social conflict during the interwar period in Austria, the functioning and social consequences of national socialist rule on the example of Vienna, and the social composition and motivations of the NSDAP membership. In doing so he allows also insights into every-day work, obstacles and gains of historical research applying a multitude of methods, including quantification and oral history. These insights were gained in close connection with several leading scholars of QUANTUM and the Centre of Historical Social Research in Cologne. These efforts motivated Gerhard Botz to organize the Salzburg Summer Schools on New Methods in History and the Ludwig Boltzmann Institute for Social Science History (at the University of Vienna until its closure in 2017).

Keywords: Autobiography, National Socialism, Political Violence, Contemporary History, Austria, Vienna, Jews, quantitative history, social science history, urban history.

* Gerhard Botz, Institute of Contemporary History, University of Vienna, Spitalgasse 2, 1090 Vienna, Austria; gerhard.botz@univie.ac.at.

0. Vorbemerkung

Im Herbst 2011 und danach mehrfach wiederholt hat mich Wilhelm Heinz Schröder, mein Kölner Kollege und langjähriger Freund vom Zentrum für Historische Sozialforschung, eingeladen, eine Auswahl eigener Beiträge zu re-publizieren. Ich habe lange gezögert, diesem Vorschlag nachzukommen, nicht nur weil es schwierig ist, selbst zu entscheiden, welche dieser, einige Jahre, zum Teil schon drei Jahrzehnte zurückliegenden Arbeiten nicht irrelevant geworden sind oder wenigstens wissenschaftshistorisch noch aussagekräftig sein können. Die schließlich ausgewählten Beiträge resultierten methodisch und thematisch aus jener Version der Historischen Sozialwissenschaft, die ich mit einigen bald dazu stoßenden Kollegen und Mitarbeitern nach deutschen und englischen Anregungen – vor allem Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka, ebenso der Kölner „QUANTUM“-Gruppe, Eric Hobsbawm und der britischen Sozialgeschichte, später auch den „Annales“-folgend – am von mir gegründeten „Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft“ (1982) in Salzburg zu entwickeln und ab 1997 (bis 2017) an der Universität Wien fortzuführen suchte.

Daraus entstand ein Programm,¹ das sich als nicht methodenmonistisch verstand. Es vereinte inter- und transdisziplinär sowohl quantifizierend-statistische wie „qualitativ“-historisch-sozialwissenschaftliche Arbeitsweisen und scheute auch vor der vielfältigen Anwendung der sich rasch entwickelnden Computertechnologie nicht zurück. Solche „Neue Methoden in der Geschichtswissenschaft“, die damals in Österreich und vielen seiner Nachbarländer als brandneu galten, sollten nicht notwendigerweise in einem strikten Gegensatz zu der herkömmlichen Geschichtswissenschaft stehen, sondern mit deren anwendungserprobten und hoch entwickelten Methoden und Theorien in Bezügen stehen können. Sie haben in Laufe der späteren Jahrzehnte etwas von ihrer anfänglichen Provokationskraft verloren, weil sie zwar mit dem geschichtswissenschaftlichen Paradigmenwechsel seit den 1980er Jahren beiseite geschoben oder attackiert, jedoch – weniger spektakulär – auch sukzessive in die allgemeine geschichtswissenschaftliche Matrix integriert wurden. Für dieses multimethodische historisch-sozialwissenschaftliche Forschungsprogramm war es nicht schwierig, kulturwissenschaftliche und historisch-anthropologische, auch „verstehende“ Ansätze in ihre Erweiterung einzubeziehen und auch mit kulturgeschichtlichen Arbeitsweisen und Themen partiell und fallweise eine Engführung herzustellen. Im Übrigen erwies sich trotz aller Ausritte und Abweichungen und einem mehrfachen Wechseln von methodischem „Stand- und Spielbein“ das Festhalten an meiner historischen „Mutter“-Disziplin als eher förderlich bei der Anerkennung innerhalb der österreichischen Historiker-„Zunft“. Der generelle (zeit)geschichtliche Entwicklungsgang von der Ereignis- und Politikgeschichte über die Arbeiter- und Sozialgeschichte in die Nähe der Sozialwissenschaften und weiter zur Kulturgeschichte und zu einer teilweise linguistisch gewendeten „neuen Bild-

¹ Gerhard Botz, Neueste Geschichte zwischen Quantifizierung und „Mündlicher Geschichte“. Überlegungen zur Konstituierung einer sozialwissenschaftlichen Zeitgeschichte von neuen Quellen und Methoden her, in: Helmut Konrad (Hg.), Geschichte als demokratischer Auftrag. Karl R. Stadler zum 70. Geburtstag, Wien 1983, 13–36.

Geschichte“ und zu „postmodernen“ Versuchen, war Kontext unserer/meiner Entwicklung, aber man muss anerkennen, dass er auch in dem gegenwärtigen pluralistischen und methodisch lockeren und bunten disziplinären (Um-)Feld der Geschichte seine fruchtbaren Spuren hinterlassen hat, ohne dass ich alle diese Strömungen und Moden, die manchmal die Grenzen der quellenmäßigen Überprüfbarkeit und historischen Wissenschaftlichkeit überschritten haben, goutieren möchte. Diese Wege und Irrwege, die man auch als auf ein (von mehreren mögliches) „Zentrum“ gerichtet lesen kann, spiegelten sich in den Arbeitsschwerpunkten der „österreichischen“ Historischen Sozialwissenschaft, des LBIHS und bei mir selbst, in manchem parallel zu den allgemeinen Entwicklungsgängen der Humanwissenschaften, die bei vielen Vertretern meiner Generation in den letzten vierzig Jahren zu beobachten sind.² Allmählich begann ich auch einer solchen Strukturierung des in diesem Band gebotenen Beitrags näher zu treten.

Bei der in dieser Supplement-Serie von „Historical Social Research“ geforderten wissenschaftlich-autobiografischen Einleitung dauerte es länger. Vielleicht war ich auch als Emeritus noch zu sehr in die Leitung des LBIHS und die Arbeiten an nicht abgeschlossenen Projekten und Publikationen verstrickt, oder ich fühlte mich noch nicht alt genug, um rückblicken zu wollen. Ich war wohl von meinem wissenschaftlichen Leben, in dem ich immer noch in einem gewissen Maße stehe, nicht genügend distanziert, was ich schon vor zehn Jahren erfahren hatte, als mich erst das Insistieren meiner Studierenden in einem Oral History-Seminar motivierte, die mit mir selbst verknüpfte Lebensgeschichte meines Vaters zu skizzieren.³ Ich scheute jedenfalls die damit verbundene Herkules-Arbeit oder wollte es nicht riskieren, mich auf eine Schriftgattung einzulassen, die so „gefällig und zugleich trügerisch“ ist wie die „Autobiografie“.

Nach Bourdieu heißt, seine eigene Autobiografie verstehen, „zunächst das Feld zu verstehen, mit dem und gegen das man sich entwickelt.“⁴ Dieses „Feld“ ist ein gesellschaftliches (politisches), wissenschaftliches und persönlich-familiales. Daher lege ich meinen autobiografischen Versuch an als eine Verknüpfung von Wissenschaft und Politik mit Persönlichem und Subjektivem. Schwierig ist dabei das Halten einer (je nach Adressaten und historisch-kulturellem Kontext schwankenden) Balance zwischen interessantem Öffentlichem und indiskretem Privaten, zwischen dem, was gesagt werden soll und kann, und dem, was (unter gegebenen Umständen) unsagbar bleiben muss. Vermessen wäre es zu meinen, es gäbe da

² Vgl. Gerhard Botz, Nachhall und Modifikationen 1994–2007: Rückblick auf die Waldheim-Kontroversen und deren Folgen, in: ders./Gerald Sprengnagel (Hg.), Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Verdrängte Vergangenheit, Österreich-Identität, Waldheim und die Historiker, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 2008, 639–674, sowie: ders., Zeitgeschichte in einer politisierten Geschichtskultur, in diesem HSR-Supplement 28, 105–132.

³ Siehe Gerhard Botz, A "War Child" as a Historian of Austria's Nazi Past, in: Grazia Prontera et. al. (Hg.), Children and War. Past and Present Volume II, Solihull England 2016, 248–266, ebenfalls in diesem HSR-Supplement 28, 398–415; erweitert auch als: ders., Nazi, Opportunist, „Bandenbekämpfer“, Kriegsoffer. Dokumentarische Evidenz und Erinnerungssplitter zu meinem Vater, in: Bios – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 18.1 (2005), 28–47.

⁴ Pierre Bourdieu, Ein soziologischer Selbstversuch, Frankfurt a.M. 2002, 9 und 11.

keine „Grenzen des Sagbaren“⁵, auch wenn es immer darum gehen soll, solche Grenzen im forschenden Bestreben und Arbeiten möglichst (ein wenig) über das Bestehende hinaus zu schieben.

Anstelle einer durchgeschriebenen glatten „Erzählung“⁶ gliedere ich hier das Fortschreiten der an meinen „Lebenslauf“ und die wechselnden politisch-gesellschaftlichen Möglichkeiten und Herausforderungen gebundenen wissenschaftlichen Produktion, etwa wie die Synthesen französischer Habilitationen, meist nach Schwerpunkten und durchgehenden, oft parallel verlaufenden Linien.

Bei der „Konstruktion“ des Textes versuche ich, den Fluss allgemeiner und darstellender schriftlicher Teile durch das Einschleiben (verschriftlichter und nur zum geringen Teil redigierter) gesprochener (kursiv gesetzter) Passagen abwechslungsreicher zu gestalten. Ich hoffe, das erreicht zu haben, indem ich mehrfach schon früher gemachte lebensgeschichtliche Interviews einmontiere, ohne Rücksichtnahme auf Konventionen des Schriftlichen und in der Hoffnung, dadurch etwas an Authentizität des Gesprochenen erhalten zu können. Vielleicht ist es so auch gelungen, im spontanen Reden und dialogisch, wie ich es auch sonst oft tue, Gedanken zu entwickeln, die in schriftlicher Form weniger direkt ausfallen.

Ich kann mich dabei auf mehrere Interviews mit mir stützen, daraus zitieren⁷ und den Ausfall einiger für mich wichtiger Langfristthemen⁸ infolge einer Erkrankung (zum Teil) kompensieren.

Jedoch ohne die ausdauernde Ermunterung und viele anregende Gespräche vor allem mit Wilhelm Schröder, Philip Jost Janßen, Sandra Schulz und dem übrigen Kölner GESIS-Team mit seiner außergewöhnlichen Geduld, aber auch ohne den Zuspruch und die Unterstützung meiner Kollegen und Freunde Josef Ehmer, Heinrich Berger und Walter Kissling in Wien sowie Meinrad Ziegler in Linz, die Teile des Manuskripts gelesen und kritisch-freundlich kommentiert haben. Auch Alexander Prenninger in Salzburg, den Übersetzern Otmar Binder (Wien) und Mel Greenwald (Salzburg) ebenso wie meinen Freunden und universitären Kollegen Gernot Heiss in Wien, Christian Fleck in Graz, Alexander von Plato in Neuenkirchen,

⁵ Vgl. Michael Pollak, *Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und Identitätsarbeit*, Frankfurt a.M. 1988, 2. Aufl., Münster 2016.

⁶ Anregend hier: Lutz Niethammer, *Ego-Histoire? und andere Erinnerungs-Versuche*, Wien 2002.

⁷ Ich bin dafür den genannten tschechischen und österreichischen Kollegen zu großem Dank verpflichtet, Interviews hier teilweise abdruckt nach: Interview von Jiří Pešek/Nina Lohmann mit Gerhard Botz am 20. Juni 2012 in Wien (ergänzt am 28. August 2013), in: Jiří Pešek/Oliver Rathkolb et al., *Zeitgeschichte in Bewegung. Die österreichische Erforschung des 20. Jahrhunderts*, Prag 2013, 73-91; Michael John (Linz), Interview vom 4.6.2013 (Transliteration: Monika Kleinertz) über die Frühzeit der Universität Linz; Martina Nowak, Interview über „1968“ vom 25.4.2007 und Christoph Mentschl, Interview über „Karl R. Stadler“ am 18.10.2012 (im Besitz der Interviewenden).

⁸ So Abschnitte über meine Ortswechsel wegen Berufungen nach Salzburg und Wien sowie Gastprofessuren im Ausland, politisches Engagement gegen Waldheim, die Salzburger Sommerkurse, das Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft (LBIHS), über Oral und Video History und die Mauthausen-Überlebenden-Projekte, in denen prototypisch die Unabdingbarkeit der neuen Methoden der historischen Sozialwissenschaft gezeigt werden kann.

Daniel Vyleta in Birmingham und Tim Kirk in Newcastle gebührt mein aufrichtiger Dank.⁹ Ohne sie wäre dieser Band wohl nicht zustande gekommen.

1. Familie, Jugend und bleibende Erinnerungen

Geboren am 14. März 1941 als einziges Kind von Anton (Gerichtsbeamter) und Maria Botz, geb. Parzer (Gerichtsbeamtin) in Schärding am Inn, Oberösterreich, damals Oberdonau; väterliche Familie: Landhandwerker und Kleinbauern in Niederösterreich, Bezirk Melk; mütterliche Familie: kleinstädtische Unterschicht, weichende Bauernsöhne bzw. Justizbeamte im oberösterreichischen Innviertel. Vater zur Wehrmacht eingezogen im März 1942 und im Kampf getötet in Ungarn im November 1944; aufgewachsen bei Mutter und Großmutter in Schärding; ab 1947 Volksschule, ab 1951 Bundesrealgymnasium ebenda.

Am Beginn meiner mäandrierenden Geschichte zum Historiker steht die Erinnerung an eine familiäre Katastrophe, der Tod meines Vaters im Weltkrieg. Davon habe ich schon mehrfach erzählt oder geschrieben, so auch in dem Interview, das Jiří Pešek und Nina Lohmann^{2012/13} mit mir gemacht haben und aus dem ich (kursiv gesetzt) mehrfach zitieren werde:

Ich habe sehr klare Erinnerungen an den Tag, als die Nachricht vom Tod meines Vaters gekommen ist, der im November 1944 als Wehrmachtssoldat gefallen ist. Ich war zwar erst dreieinhalb Jahre alt, kann mich aber optisch erinnern an diese Situation: Wie meine Mutter in der Küche gesessen ist und furchtbar geweint hat. Ich habe damals nicht ganz verstanden, was das bedeutet, aber diese Schockerfahrung hat mich geprägt.¹⁰

Die Lehre war: „Politik ist schlecht und Krieg ist schlecht!“ Krieg durch den Tod des Vaters, und Politik – da bin ich erst viel später drauf gekommen – ist eine oft in Österreich und in Deutschland auftretende Nachkriegsmetapher für „Nationalsozialismus“. Mein Vater ist früh, 1931, zur NSDAP gekommen, ist aber 1932 wieder ausgetreten und war dann unter der Dollfuß-Schuschnigg-Diktatur [1933-1938] beim österreichischen Bundesheer. Dort hat er sich bald am Fuß verletzt und ist bei der Justiz verbeamtet worden – das war damals so üblich. Als die Nationalsozialisten auch 1938 in Österreich an die Macht gekommen sind, gab es das Problem, dass er als Gerichtsbeamter 1936 einen Nazi, der Waffen und SA-Dinge versteckt hatte, entdeckt und bei der Gendarmerie angezeigt hatte.

Er hat versucht, wieder NSDAP-Mitglied zu werden, ist aber nicht zugelassen worden. Er hat sich weiter bemüht, ist dann 1942 in die Wehrmacht eingezogen worden, hat Stalingrad und Monte Cassino überlebt, in Nordostitalien und Slowenien Partisanen „gejagt“ und erst 1944, kurz bevor er gefallen ist, ist er wieder in die NSDAP aufgenommen worden.¹¹

⁹ Erfreulicherweise kann dieser Gesis-Supplement-Band ergänzt bzw. gekürzt auch mit Unterstützung durch das LBIHS in einer Neuauflage erscheinen.

¹⁰ Vgl. dazu auch: Lu Seegers, „Vati blieb im Krieg“. Vaterlosigkeit als generationelle Erfahrung im 20. Jahrhundert – Deutschland und Polen, Göttingen 2013, 151–157.

¹¹ Siehe auch meinen Beitrag in diesem Band: A „War Child“, HSR Supplement 28, 398–415.

Ablehnung der Politik hat Distanz einerseits zum Nationalsozialismus und andererseits zum direkten parteipolitischen Engagement bedeutet. Das heißt, ich war schon früh, seit meiner späten Gymnasialzeit, radikal gegen Krieg und Gewalt eingestellt. Hatte auch Filme gesehen, die an schönen Sommerabenden auf dem Hauptplatz in amerikanischen Re-Education-Bussen gezeigt wurden, und sah so – nicht ohne emotionelle Wirkung – was im Krieg (in Griechenland) und in KZs geschehen war, ohne dass ich eine Beziehung zu meiner nur vage bekannten Vatergeschichte, die ich auch nicht wissen wollte, hergestellt hätte.¹² Zunächst und Jahrzehnte lang wurde ich zum Pazifisten und potentiellen Wehrdienstverweigerer. Erst als ich 1979 mit Studenten zum ersten Mal Auschwitz-Birkenau besuchte, begann ich zu erkennen, dass es radikal inhumane Diktaturentwicklungen gab, denen man rechtzeitig entgegentreten musste, auch äußerstenfalls mit Gewaltanwendung, selbst auf die Gefahr hin, bei einem Erfolg nie wissen zu können, ob man in diesem Fall richtig gehandelt und das Ärgste verhindert hatte, oder nicht. (Das wurde mir auch im Laufe meiner mehrfachen Lehrveranstaltungen und Exkursionen zum antinazistischen Widerstand im Salzkammergut¹³ noch deutlicher.)

Das schulische Klima im Gymnasium, das als Privatschule von vielen verkappten, bekehrten oder katholisch gewendeten Nazis und Weltkriegsteilnehmern gegründet und dann in eine öffentliche Schule (mit nicht sehr gutem, aber auch nicht schlechtem Ruf) überführt worden war, war jedenfalls nach außen hin unpolitisch. Man sang im Kirchenchor und ging in die reformkatholisch geprägte Aktivistenrunde, wie ich. Der Religionsprofessor bekannte sich offen als Dollfuß-Anhänger und sprach der bestehenden Republik ihre Legitimität ab, war aber als einziger unserer Gymnasialprofessoren gegen den Nationalsozialismus aufgetreten und tat dies weiterhin. In der Schule überwog auf Seiten der Lehrer, von denen sich allerdings auch nicht wenige um unsere Leistungen bemühten, ein heute unvorstellbar autoritärer Ton, es gab Watschen, Anschreien und arge Demütigungen von gesellschaftlich nicht abgesicherten Schülern. „Menschliches“ Verhalten zeigte nur der genannte Religionslehrer, der später angeblich wegen homosexueller Vergehen in ein Gebirgsdorf versetzt wurde. Ein vielseitig geschätzter Lichtblick waren die Kunst- und Zeichenlehrerin, Emmy Woitsch, eine ausgeglichene wirkende emanzipierte Frau, die täglich von der Nachbarstadt Ried im Innkreis einpendelte, und meine private Klavierlehrerin, Gerda Slawik.

Als um 1964 einmal an der alten Stadtmauer die sozialdemokratischen Drei Pfeile und die Jahreszahl 1934 geschrieben waren, druckten die meisten unserer Lehrer etwas von „Verführten“ oder „alten Radikalen“ herum, bis wir vom Geographielehrer etwas vom „12. Februar 1934“ erfuhren. Im Hintergrund wussten einige Lehrer, dass einer meiner Onkel einer der wenigen kommunistischen Funktionäre im Ort war, was ich jedoch nicht direkt zu hören bekam, aber meiner Mutter in ihrem Beamtenaufstieg, wie sie sagte, etwas hinderlich gewesen sein dürfte. Sonst war der

¹² Vgl. Margit Reiter, *Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis*, Innsbruck 2006; Klaus Pumberger, *Worüber wir nicht geredet haben: Arisierung, Verdrängung, Widerstand. Ein Haus und die Geschichte zweier Familien*, Innsbruck 2015.

¹³ Gerhard Botz, *Regionale Gesellschaft und lange Traditionen und Strukturen des Widerstandes im Salzkammergut*, in: Christian Topf, *Auf den Spuren der Partisanen. Zeitgeschichtliche Wanderungen im Salzkammergut*, Grünbach 2006, 11–34.

politische Hintergrund meiner weiteren mütterlichen Familie – wie ich auch das allgemein kleinstädtische politische Milieu Schärdings einschätze¹⁴ – dreigeteilt:

- die Frauen gefühlsmäßig katholisch-kirchengängerisch, aber nicht bigott, und dennoch ihren Männern gegenüber politisch loyal,
- die (meist um 1914 geborenen) Männer waren zuerst in sozialdemokratischen Jugendorganisationen, dann meist mit dem Nationalsozialismus sympathisiert, oder hatten sich mit dem Regime und der Wehrmacht arrangiert, nach 1945 hatten sie sich (aus beruflichen) Überlegungen entweder der SPÖ oder der ÖVP zugewandt; nur einer von ihnen war seiner kommunistischen Überzeugung seit 1934 treu geblieben;
- die ehemaligen NSDAP-Mitglieder, die sich nach 1945 an die zunächst noch bipolare politische Landschaft der Zweiten Republik angepasst hatten, ließen jedoch in ihrem Denken oft die Spuren ihrer Vergangenheit erkennen.

Dennoch bestand innerhalb der Familie ein starker Zusammenhalt der Geschwister und ihrer Ehepartner bzw. Partnerinnen, die sich um meine Großmutter, Maria Parzer, die früh Witwe geworden war, zentrierten. (Vielleicht war das der Nachhall alter Familienmuster, wie ich es später – aber anders – auch in den Familien meiner griechischen Frau, Maria, und meiner späteren argentinisch-spanischen Partnerin, Marta Perez Valverde, sehen konnte.) Wie man mir schon als Kind erzählte, hatten die Brüder und Schwäger meiner Eltern in den 30er- und 40er-Jahren aufs heftigste miteinander politisch gestritten, sich jedoch familiär weiter gut vertragen und unterstützt. Aber daraus ergab sich wohl für mich später als Historiker die Möglichkeit, alle drei politischen „Lager“ von einer familiären Innensicht her und mental zu verstehen.

Der Geschichtsunterricht im Gymnasium bestand überwiegend aus einer Abfolge von Jahreszahlen, Schlachten und genealogischen Stammbäumen und endete mit dem Ersten Weltkrieg, weil der Professor wegen Zeitknappheit nicht mehr dazu kam, den (1958/59) zeitgeschichtlich sehr begrenzten Lehrplan zu erfüllen. Sonst konnten manche der ehemaligen Wehrmachtsoffiziere unter unseren Lehrern von uns Schülern leicht dazu verführt werden, statt der trockenen Lehrstoffe von ihren „Heldentaten“ zu erzählen.

In den pubertär knisternden Oberstufenklassen war ein Drittel, die „reiferen“ Mädchen, meist streng von den Burschen getrennt, von denen wiederum die Hälfte sehr gute Leistungen als „Vorzugsschüler“ erbrachten. Diese, zu denen auch ich gehörte, fingen an, nach historischen Dokumentationen im Fernsehen, das wir an der deutschen Grenze in Kaffeehäusern früher als in Ostösterreich empfangen konnten, nächtelang peripatetische Diskussionen zu führen und politisch zu debattieren. Im Übrigen machten die meisten von den Sechsen dieser informellen Gruppe später respektable wissenschaftliche oder freiberufliche Karrieren und alle hatten familiär soziale Abstiege und gravierende Verluste in den 1940er Jahren erfahren – etwas mehr als ein Viertel der Nachkriegskinder war in meiner Klasse, wie in ganz

¹⁴ Vgl. Anna Gugerbauer, Die Vorgeschichte des Nationalsozialismus in der Grenzstadt Schärding, ungedr. Diss. Universität Wien 2009.

Österreich oder Deutschland vaterlos.¹⁵ Darüber sprachen wir damals natürlich nicht, nicht vom Verlust des Vaters im Krieg, von einem Selbstmord (vielleicht wegen einer belasteten NS-Vergangenheit) oder von Vertreibung und Flucht.

Vielleicht bezog ich, wie manche meiner Schulfreunde, gerade aus diesen Ver-lusterfahrungen, aus dem im kleinbürgerlichen Milieu besonders spürbaren relativen sozialen Abstieg besondere Impulse, durch schulische Leistungen den Wiederaufstieg der Familie einzuleiten. Fast möchte ich auch spekulieren, dass mir die Genauigkeits- und Pflichtbesessenheit, ja die Pedanterie meiner Mutter als kleine Beamtin im Justizsystem eine Grundlage meines späteren Berufsprofils vorgab, gleichzeitig mich aber auch die Rebellion dagegen in meinen frühen Studenten-jahren dazu brachte, im Lebensstil und in politischen Widersprüchen, die mich jedoch nie in die damals üblichen Extreme trieben, „freiere Freiräume“¹⁶ zu suchen und zu leben. (Vielleicht war es gerade das „Spontane“, „Chaotische“, „Anarchistoid“, das, verstärkt durch meine griechische Frau, Maria, mit dem Willen zu Präzision und (reflektiver) Überprüfung eine produktive Symbiose einging.)

Über Juden, denen man nachsagte, „bärtig“ und „geschäftstüchtig“ oder „undiszipliniert“ zu sein, wussten wir aus dem Unterricht und aus der Familie fast nichts. Auch was es wirklich bedeutete, dass wir manchmal den disziplinierend gemeinten Ruf des Geschichte- und Deutschprofessors „Hier geht’s zu wie in einer Judenschule!“ zu hören bekamen, verstand ich (wie manche meiner Schulkollegen) nicht. Auch als mir ein Onkel, den ich 1955 in Wien besuchte, auf der Straße einige traditionell schwarz gekleidete Juden zu zeigen suchte, sah ich sie einfach nicht. Was mit dem jüdischen Juwelier Schärdings geschah, der nach 1938 plötzlich verschwunden war und der, wie ich erst vor ein paar Jahren erfuhr, glücklicherweise dem Vernichtungstod entging, wusste man in der Kleinstadt in keiner möglichen Version zu erzählen. Dagegen befürchtete der genannte Onkel jahrelang, dass der jüdische Besitzer, dem er seine Wiener Wohnung 1938/39 „abgekauft“ hatte, einmal wieder zurückkehren würde.

Eine Einstellung, sich politisch, aber nicht parteipolitisch engagieren zu wollen, erscheint mir für einen „Vor-Achtundsechziger“ wie mich typisch. Sie ist vergleichbar mit jener der „Zwischengeneration“ von Historikern der Geburtskohorte 1938-43,¹⁷ in Österreich etwa Ernst Hanisch oder Rolf Steininger, oder ähnlich in Deutschland Hartmut Kaelble, Karin Hausen oder Jürgen Kocka, zu dem ich weitere wissenschaftlich-biografische Parallelen sehe.¹⁸

¹⁵ Siehe auch Hermann Schulz/Hartmut Radebold/Jürgen Reulecke, *Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration*, Bonn 2005; Jürgen Reulecke, Nachwort, in: Stambolis, *Leben*, 319-330.

¹⁶ So in dem von mir mit-formulierten Nachwort in: Gerhard Botz/Hans Hautmann/Helmut Konrad (Hg.), *Geschichte und Gesellschaft. Festschrift für Karl R. Stadler zum 60. Geburtstag*, Wien 1974, 563f.

¹⁷ Jürgen Reulecke (Hg.), *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, München 2003; etwas anders dagegen: Cornelius Lehn-guth, *Waldheim und die Folgen. Der parteipolitische Umgang mit dem Nationalsozialismus in Österreich*, Frankfurt a.M. 2013.

¹⁸ Interview mit Jürgen Kocka zum Thema: „Neubeginn und Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft in den 1950/60er Jahren“ durch Jens Hacke und Marcel Steinbach-Reimann, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/BEITRAG/intervie/kocka.htm>> (Zugriff: 25.8.2016); Josef Ehmer, *Sozialwissenschaftler/innen oder ZeithistorikerInnen: Wer schreibt*

Ich wollte mich nicht direkt politisch engagieren, indem ich zu einer Partei gehe, sondern durch freie Aktivität. Vielleicht war es auch eine Nachwirkung der Lehre, die mir oft in meiner Familie gegeben wurde, dass man aus einer Parteimitgliedschaft nach einem Regimewechsel „Probleme“ haben könne. Noch während meiner Arbeit an der Dissertation begleitete mich auch die von interviewten Zeitzeugen oder Bekannten kommende Frage, ob ich nicht befürchte, nach einer Rückkehr früherer [d.h. diktatorischer] Verhältnisse „Schwierigkeiten“ zu bekommen. Darin kam wohl die noch lange bestehende latente Zukunftsangst zum Vorschein, die Demokratie in Österreich oder Deutschland sei nicht dauerhaft oder es könne jederzeit zu einem politischen „Umschwung“ oder gar zu einem neuen großen Krieg kommen.

Anfang der 1970er Jahre, als ich lange Gespräche mit einem ehemaligen engen Mitarbeiter Otto Bauers über diesen führte, ergab sich auch eine geschichtstheoretische Begründung. Der in New York zu einem führenden Journalisten gewordene Otto Leichter, der über seine Söhne in das Establishment der amerikanischen Demokraten aufgestiegen und immer noch dem intellektuellen Kopf des „Austromarxismus“ verbunden war, erzählte mir, dass Otto Bauer seinen Intellekt der Parteioyalität habe opfern müssen. Otto Bauer habe zwar die kaum mehr aufhaltbare Dynamik des Nationalsozialismus in Österreich ab 1932 (spät aber doch) erkannt,¹⁹ in seinen politischen Reden und Theorien darüber aber nicht reden können, da das bei einem führenden Politiker, wie Bauer es zweifelsohne war, zur *self-fulfilling prophecy* geworden wäre. Dieses kaum vermeidbare Dilemma aller Politiker-Wissenschaftler wollte ich vermeiden.

Allerdings gab es auch während meiner Linzer Zeit als Assistent bei dem als Sozialdemokrat und SPÖ-Bildungspolitiker aktiven Professor Karl R. Stadler noch Eindrücke, die mich veranlassten, auf einiger Distanz zur Parteimitgliedschaft bei der SPÖ zu bleiben. Einmal erzählte Stadler empört, wie er von einem hohen Gewerkschaftsfunktionär darauf angesprochen wurde, den Kollegen und anerkannten Linzer Soziologen Friedrich Fürstenberg zu veranlassen, ein kritisches Referat zur Gewerkschaft zu entschärfen. Stadler, als in England wissenschaftlich sozialisierter, an der Unabhängigkeit der Wissenschaften festhaltender linker Sozialdemokrat hat dieses Ansinnen von sich gewiesen und mir empört darüber erzählt. Ende der 1970er Jahre wiederholte sich Ähnliches, als ein anderer Assistent am Institut, Josef Weidenholzer, bei einer Umfrage unter der österreichischen Bevölkerung in erschreckend hohem Ausmaß autoritäre Einstellungen festgestellt hatte und die Studie publizieren wollte. Von gewerkschaftlicher Auftraggeberseite wurde massiver Druck ausgeübt, dass diese Studie unter Verschluss blieb; die Ergebnisse wurden später dennoch veröffentlicht.²⁰

die Geschichte des 20. Jahrhunderts?, in: Berger/Dejnega/Fritz/Prenninger, Politische Gewalt, 59-71.

¹⁹ Siehe dazu Gerhard Botz, Austro-Marxist Interpretation of Fascism, in: Journal of Contemporary History 11.4 (1976), 129-156.

²⁰ Josef Weidenholzer, Rechtsextreme und autoritäre Tendenzen im Bewußtsein der österreichischen Bevölkerung, in: Rechtsextremismus in Österreich nach 1945, hg. v. DÖW. Red. Siegwald Ganglmair u.a., Wien 1979, 392-404; siehe nun auch: Oliver Rathkolb, Die „longue

Das geschah selbst in der weit über den geeichten SPÖ-Kern hinausgreifenden toleranten Kreisky-Politik. Dennoch verstehe ich mich als politisch sozialisierten „Kreiskyner“, aber ich bin niemals Mitglied einer Partei geworden, etwa der SPÖ – doch hat sie mich mit ihrem Umfeld angezogen, mehr als nur „mit ihr ein Stück Weges zu gehen“. Auch verbinden mich langjährige Freundschaften mit einigen Assistenten-Kollegen und Gesprächspartnern, die im Lauf der Jahre zu sozialdemokratischen Politikern aufgestiegen sind, ohne zu Apparatschiks geworden zu sein.

Dieses Dilemma von Engagement und Detachement wurde noch nicht wirklich triftig, solange ich nicht schwerpunktmäßig Zeitgeschichte studierte.

2. Studienzeit in Wien: Von der Geographie zur Zeitgeschichte

Matura (Reifeprüfung) 1959 am BRG Schärding mit „Auszeichnung“; 1959-67 Studium von Geographie und Biologie, seit 1960 auch Geschichte, Schwerpunkt Zeitgeschichte, an der Universität Wien. 1962-63 Absolvierung des Ersten Jahrgangs „Filmgestaltung“ an der Akademie (Universität) für Musik und darstellende Kunst in Wien. 1964-66 Arbeit an der zeitgeschichtlichen Dissertation über politische Gewalttaten in der Ersten Republik Österreich (Betreuer: Ludwig Jedlicka und Erich Zöllner); 1965-70 Mitarbeit an einem Projekt über Stadtgeschichte Wiens im Nationalsozialismus (1938-45), Bearbeitung von Stadtpolitik (Leiter Prof. Karl R. Stadler, damals Univ. Nottingham; ab 1968 Univ. Linz); 1965 Heirat mit der Malerin und Kunsterzieherin Maria Antonakou-Mavromichali aus Athen und Geburt des ersten Sohnes, Aurel; 1966-68 Dokumentar am „Tagblatt“-Archiv des Instituts für Höhere Studien, dann Arbeiterkammer Wien (Leitung: Josef Toch); 11.7.1967 Promotion zum Dr. phil. an der Universität Wien.

Nach einer kurzen Zeit des (partiellen) demokratischen Aufbruchs nach 1945 unter dem Zeichen der Alliierten und des von diesen unterstützten österreichischen Patriotismus hatte sich bald und jahrzehntelang über die diktatorischen Vergangenheiten Österreichs – das autoritäre Regime Dollfuß’ und Schuschniggs und den viel mehr einschneidenden Nationalsozialismus – ein Mantel des Schweigens und der kaum verhüllten personellen und fachlichen Kontinuitäten gelegt. Die alten wissenschaftlichen und universitären Eliten blieben, wenn sie als „minder belastet“ eingestuft waren, zu einem Großteil in Amt und Würden oder kehrten nach einer kurzen Entnazifizierungsphase wieder an ihre Institutionen oder vergleichbare andere zurück. Nur relativ wenige waren als „schwer belastete“ Nationalsozialisten endgültig von der Universität entfernt worden. Der Großteil der in den ersten zwei bis drei Jahrzehnten nach 1945 in Wien und anderen österreichischen Universitäten tätigen Professoren verkörperte diese Kontinuität im partiellen Wandel.²¹ Dem kam die notwendige Weiterführung der akademischen Institutionen bzw. deren Wiederaufbau zugute, in einem Land, das vorher an der Vertreibung oder Ermordung seiner

durée“ autoritärer Einstellungen der österreichischen Gesellschaft 1978 und 2004/2008, in: Berger/Dejnega/Fritz/Prenninger (Hg.), Politische Gewalt, 403-417.

²¹ Nunmehr die kritische Darstellung: Friedrich Stadler (Hg.), 650 Jahre Universität Wien – Aufbruch ins neue Jahrhundert, Wien 2015, in 4 Bänden mit verschiedenen Hgg.

modernen jüdischen (und zum Teil „marxistisch“ geprägten) Intelligenz, Wissenschaft und Kunst tatkräftig und eigenmotiviert mitgewirkt hatte. Der bald einsetzende und dauerhafte Wirtschaftsaufschwung begünstigte diesen Prozess der adaptiven Elitenrückkehr, in dem jene fachlich und technokratisch orientierten Wissenschaftler, die nicht alle explizite Nazis gewesen waren – und selbst diese – nahtlos weiter Karriere machen konnten. Wissenschaft und Diktatur waren in einem wechselseitigen Verhältnis von Regimenutzen und Forschungsinteressen gestanden, was erst mit der in Österreich milden Studentenrevolte²² ab 1968 (nur vereinzelt) aufgegriffen wurde und erst seit den 1990er Jahren als etwas zu Überwindendes wahrgenommen wurde. Der Wiener Wissenschaftshistoriker Mitchell Ash hat diese „Komplizenschaft“ auf die „klassische“ Formel von „Einander-Ressource-Sein“ gebracht.²³

Solche Männer (kaum Frauen) mittleren oder fortgeschrittenen Alters repräsentierten die eingetretene „autochthone Provinzialisierung“ (Christian Fleck),²⁴ als ich mein Studium anfang. Mir und der Handvoll von Schulfreunden wie Anton Reininger, Erich Pöschl und Peter Schmid, die ebenfalls in Wien (meist Germanistik, Geschichte oder Physik) zu studieren begannen, blieb die Großstadt noch einige Jahre lang fremd. In meinem informellen Freundeskreis, der teilweise dem Linkskatholizismus, dem Kommunismus und der Sozialdemokratie nahe stand oder mit dem Maoismus zu sympathisieren begann, gab es einen regen Gedanken- und Meinungsaustausch über Politik, Wissenschaftstheorie und das enttäuschte Idealbild der großen Bildungs- und Forschungsinstitutionen und über unsere wachsende innere Distanz zur Universität. Ein eigentlich vernichtendes Urteil, gemildert durch „altösterreichische“ und angelsächsische Wahrung guten gesellschaftlichen Umgangs, gab auch Friedrich Engel-Jánosi ab; er war erst spät als Professor aus den USA zurückgerufen worden und ich hörte einzelne Vorlesungen zur amerikanischen Ideengeschichte bei ihm; er schrieb über sein eigenes Institut:

Die Wiener Universität war eigentlich eine Enttäuschung. Das Historische Institut wurde von Professor Hugo Hantsch OSB, [...] so geleitet, wie sein mit Recht vielgerühmter Oheim als Abt von Melk einst dieses Stift geleitet hatte, der sich selbstverständlich verbat, daß ihm irgend jemand in seine Geschäftsführung dreinredete. [...] Die Wiener Geschichtsschreibung und die die Geschichtsforschung beherrschenden Institute der Universität standen zum großen Teil im Banne eines Positivismus, in den die Behandlung der Rivalität Berlin – Wien eine lebendige Leiden-

²² Paulus Ebner/Karl Vocelka, *Die zahme Revolution. '68 und was davon blieb*, Wien 1998; Fritz Keller, *Wien, Mai 68. Eine heiße Viertelstunde*, Wien 2008.

²³ Mitchell G. Ash, *Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander*, in: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik – Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2002, 32–51.

²⁴ Christian Fleck, *Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 7 (1996), 67–92.

schaft gebracht hatte, wie sie Heinrich von Srbik am eindrucksvollsten verkörperte.²⁵

Daher war es auch kein Wunder, dass ich von keinem der erst seit den letzten Jahrzehnten in Österreich zu Anerkennung gelangenden großen Wissenschaftstheoretiker und Gesellschaftswissenschaftler des „Wiener Kreises“ in der Zwischenkriegszeit etwas erfuhr, außer von Viktor Kraft und Ernst Topitsch, zu dem wir in die geschichtsphilosophischen Vorlesungen gingen und von dem ich wenig verstand. Besonders letzterer galt – wie Gesellschaftskritisches und Positivismus überhaupt – im damaligen Österreich vielenorts als „zerstörerisch“ und links²⁶ und Topitsch wurde 1962 in die Bundesrepublik Deutschland verdrängt und wandte sich dort unter dem Eindruck der Studentenbewegung politisch deutlich nach rechts.

Auch von dem auf einer Universitätsstreppe ermordeten Moritz Schlick redete man an der Universität nur hinter vorgehaltener Hand. Nur Erich Zöllner, einer meiner Dissertationsbetreuer, erzählte mir davon, sonst gingen Tausende Studierende, wie ihnen für das Doktorat vorgeschrieben war, in die regelmäßigen Philosophie-Einführungen etwa auch von Leo Gabriel. Er war dem Schlick-Attentäter nahe gestanden und seine Vorlesungen empfand ich als von politischem Katholizismus triefend, weshalb ich mich – wie meine linken Studienfreunde – für das Philosophicum schließlich dem vermeintlichen Hegelianer, „wirklichen“ Transzendentalphilosophen, aber ehemaligen NSDAP-Mitglied Erich Heintel zuwandte. Die Forderung nach einer radikalen Entnazifizierung ist mir damals nicht in den Sinn gekommen, ebenso wenig wie der frühen konsequent antinazistischen Kämpferin Erika Weinzierl, der prominenten links-katholisch geprägten Zeithistorikerin; erst im späten Rückblick erzählte sie von dieser Wahrnehmungslücke, die auch ihre Generation (bis in die 1970er Jahre) noch gekennzeichnet hat.

Adorno, den wir in Schärding (unmittelbar an der deutschen Grenze) in den Ferien im faszinierenden kulturellen Nachtprogramm des Bayerischen Rundfunks hören konnten, beeindruckte uns, mich besonders mit seinen Einführungen in die Musiksoziologie und die Werke der Schönberg-Schule und Gustav Mahlers, die im dominanten Wiener Kulturbetrieb damals keineswegs geschätzt wurden. Damit hatten wir „Provinzler“ manchen unserer „großstädtischen“ Studienkollegen etwas voraus, was etwa in unseren fachlichen West-Orientierungen (BRD, Frankreich) wirksam wurde. Und es nährte ein Gefühl des „Unbehagens an der Kultur“, als Freud, den man zunächst an der Universität völlig ignoriert hatte, unter den im intellektuellen Aufbruch befindlichen Studierenden und bei der politisch-künstlerischen Avantgarde des Wiener Aktionismus eine Rolle zu spielen begann. Staatsoper, Burgtheater, Konzerte der „Reihe“ und anderer moderner und experimentaler Musik, besonders Ausstellungen Bildender Kunst in Wien und in den Kunst-Biennalen von Venedig spielten bei mir zeitweise eine größere Rolle als die Studienfächer selbst, ohne dass ich deshalb auch wegen der Stipendien, die ich brauchte, die Absolvierung einer Vielzahl von Einzelprüfungen vernachlässigte und

²⁵ Friedrich Engel-Jánosi, ... aber ein stolzer Bettler. Erinnerungen aus einer verlorenen Generation, Graz 1974, 257f.

²⁶ Christoph Limbeck-Lilienau, Der Wiener Kreis – eine illustrierte Geschichte des Logischen Empirismus, in: ders./Friedrich Stadler (Hg.), Der Wiener Kreis, Wien 2015, 357–411, hier 378.

zu einem Bummelstudenten wurde. Ich glaube, dass ein solches breitwissenschaftlich und -kulturelles Bewusstsein, das in den heutigen verengten Studiengängen kaum mehr entstehen kann, für mich weiterhin wichtig wurde. Es verstärkte die (wie ich heute meine, zum Teil unberechtigte) fachliche Geringschätzung der Universität um die Mitte der 1960er Jahre. Das mündete in den offenen Aufruhr und ging bald – vermittelt über junge Sozialisten wie Heinz Fischer und Ferdinand Lacina – in die von der Sozialdemokratie weithin adoptierte österreichische Studentenbewegung der (meist um einige Jahre jüngeren) Studierenden über, gerade als ich 1967/68 die Wiener Universität verließ.

Für die österreichischen Historiker (wie die „Geisteswissenschaftler“ allgemein), die ihrer sozialen Herkunft nach „bürgerlich“ deutschnational oder „gesamtdeutsch“,²⁷ nicht immer explizit nationalsozialistisch gewesen waren, war 1945 im Großen und Ganzen keine einschneidende Zäsur gewesen.²⁸ Das traditionelle historische Geschichtsbild „wurde hinfort etwas gemäßigter konservativ formuliert, der gravierendsten Auswüchse nationalistischer Art beschnitten“ und stärker an katholisch „abendländischen“ Gesichtspunkten orientiert. Es bedeutete nichts oder wenig, am Krieg, an „Volkstumsforschung“ und geopolitischen „Neuordnungsprogrammen“ teilgenommen²⁹ oder als praktizierende Antisemiten jüdische Kollegen von der Universität vertrieben zu haben. Das „Großdeutsche“ wurde ins Europäische und Österreichische umgebogen³⁰ und der Katholizismus nahm viele unter seinen religiös-universalistischen Mantel auf. (Die technische Intelligenz dagegen fand besonders auch in der Sozialdemokratie offene Arme.³¹) Vertriebene wurden kaum zurückgerufen oder, wenn sie zurückzukommen suchten, wieder hinausgeekelt, wenn nicht unter fadenscheinigen Vorwänden draußen gehalten. Erst seit den 1980er Jahren begann eine Anzahl einzelner Fächer, erst seit den Nuller-Jahren dieses Jahrhunderts verstärkt die ganze Universität, ihre verschwiegenen Vergangenheiten im Nationalsozialismus, teilweise auch im „Christlichen Ständestaat“, kritisch „aufzuarbeiten“.³²

²⁷ Gernot Heiss, Die „Wiener Schule der Geschichtswissenschaft“ im Nationalsozialismus: „Harmonie kämpfender und Rankescher erkennender Wissenschaft!?“ <https://www.univie.ac.at/igl.geschichte/ash/Texte_fuer_Lehrveranstaltungen/Heiss_Geschichtswissenschaft.pdf> (Zugriff: 2.2.2016).

²⁸ Günter Fellner, Die österreichische Geschichtswissenschaft vom „Anschluß“ zum Wiederaufbau, in: Friedrich Stadler (Hg.), Kontinuität und Bruch 1939–1945–1955, Wien 1988, 135–155, hier 148.

²⁹ Vgl. Götz Aly/Susanne Heim, Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, Frankfurt a.M. 1995.

³⁰ Gernot Heiss, „Im Reich der Unbegreiflichkeiten“. Historiker als Konstrukteure Österreichs, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 7 (1996), 455–478.

³¹ Wolfgang Neugebauer/Peter Schwarz, Der Wille zum aufrechten Gang: Offenlegung der Rolle des BSA bei der gesellschaftlichen Reintegration ehemaliger Nationalsozialisten. Bund Sozialdemokratischer Akademikerinnen und Akademiker, Intellektueller, Künstlerinnen und Künstler, Wien 2005.

³² Gernot Heiss u.a., Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945, Wien 1989, schon zu Geschichte und Germanistik siehe vor allem die Beiträge von H. Heiß und S. Meissl, 39–76 und 133–154. Siehe Stadler, 650 Jahre Universität, vor allem Bd. 2.

Zeitgeschichte als wissenschaftliches Arbeitsfeld und schulischer Unterrichtsgegenstand formierte sich in Österreich im Vergleich zur Bundesrepublik Deutschland³³ relativ spät. Von ihr wusste ich – auch nach dem mich jeder Beschäftigung mit Geschichte entfremdenden Schulunterricht – wenig, als ich im Herbst 1959 an der Universität Wien nach einem Monat Inskriptionsvorbereitung auf das Jus-Studium, das mich den Erwartungen meiner Mutter nach zum Rechtsanwalt oder Richter hätte werden lassen sollen, mich vehement in die Lehramtsstudien für Geographie und Naturgeschichte stürzte. Zunächst war mein Hauptinteressensgebiet die physische Geographie, wo ich meinen ersten Aufsatz mit wissenschaftlichem Anspruch über einen geomorphologischen Aufschluss zum postglazialen Klima verfasste.³⁴ Überhaupt meine ich, dass geomorphologische und schichtgeologische Sichtweisen der damaligen Zeit mein Denken in Generalisierungen und Strukturen, auch im Sinne der Braudelschen „Zeiten“, beeinflussten.³⁵ Mein Verständnis für zeitliche Tiefe und historische Entwicklungen entstand aber, als ich schon im ersten Semester ein Pflichtkolloquium über die Skelette zur Hominiden-Evolution ablegte. Der von der NS-Anthropologie herkommende Professor, Emil Breitinger,³⁶ bot mir eine Hilfskraftstelle an, was ich jedoch auch wegen seines mich an die SS gemahnenden Aussehens ablehnte. Während ich auch in der Pflanzenphysiologie, die nicht weniger stark eine derartige „Vergangenheit“ hatte, gut vorankam, scheiterte ich bald an den Sezierungspraktika der Zoologie aus Ekel vor den Tierkadavern.

Um 1961 ist in mir das Gefühl aufgekommen, dass ich ein „politischeres“ Fach studieren sollte, als mir meine zwei Studienfächer damals erschienen. Erleichternd für den kommenden Entschluss, der eine Verlängerung meiner Studienzeit bedeutete, war auch, dass ich in einem Seminar der (auch) damals aus allen vorgegebenen Nähten platzenden Universität keinen Botanik-Seminarplatz bekam.

In dieser Zeit zeichnete sich auch der Fall Eichmann und sein Prozess ab, so dass die Nazi-Vergangenheit und -Geschichte in meiner Wahrnehmung wichtiger wurden. Ich begann daher, auch Geschichte zu studieren, nachdem ich die erforderlichen Prüfungen für das [Biologie-]Nebenfach absolviert hatte.[...] Ich bin unheimlich oft in die Oper gegangen und habe gelesen, was ich in den Dorotheums-Buchauktionen³⁷ erwerben konnte, usw. Das war ganz wichtig für einen einzigen

³³ Vgl. Winfried Schulze, Die Geschichtswissenschaft nach der „deutschen Katastrophe“, in: Frank Niess (Hg.), Interesse an der Geschichte, Frankfurt a.M. 1989, 13–23.

³⁴ Gerhard Botz, Würm-Löß und fossile Frostspalten bei Suben, in: Bundesrealgymnasium Schärding. 9. Jahresbericht über die Schuljahre 1961/62 und 1962/63, Ried i. I. 1963, 3–13.

³⁵ Ich habe das 1978 in einem Aufsatz über das Zustandekommen des „Anschlusses“ als Ergebnis von zum Teil weit zurückliegenden Strukturen und von lang-, mittel- und kurzfristigen Prozessen anzuwenden versucht, abgedruckt als: Wie es zum „Anschluss“ kam. Ein strukturgeschichtlicher Ursachenkatalog für das Jahr 1938, in: Gerhard Botz, Krisenzonen einer Demokratie. Gewalt, Streik und Konflikunterdrückung in Österreich seit 1918, Frankfurt a.M. 1987, 237–248; siehe auch die Auseinandersetzung damit: Sigrid Vandersitt, Ernst Hanisch und Gerhard Botz. Der „Anschluss“ – Ein Vergleich, in: Reinhard Krammer/Christoph Kühberger/Franz Schausberger (Hg.), Der forschende Blick. Beiträge zur Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert, Festschrift für Ernst Hanisch zum 70. Geburtstag, Wien 2010, 356–370.

³⁶ Vgl. Margit Berner u.a., Wiener Anthropologien, in: Stadler, 650 Jahre, 43–54.

³⁷ Öffentliche Versteigerungsanstalt in Wien.

Sohn, der aus einer kleinen Beamtenfamilie [...] stammt, Kleinbürgertum ist zu viel gesagt. Der Vater ist weg, es gibt natürlich eine verstärkte Aufstiegsorientierung in der Familie, das zu erlangen, was Vater und Mutter im Sinn gehabt hatten, und das hat mich auch motiviert.

1962/63 habe ich auch Filmgestaltung an der Akademie für Musik und darstellende Kunst studiert, das war eine Abendschule. Ich hatte schon vor meinem Universitätsstudium überlegt, an der Akademie der bildenden Künste Malerei und Kunsterziehung zu studieren, mir das dann doch nicht zugetraut.

Das Filmstudium ist heute etwa mit Michael Haneke und den jüngeren österreichischen Filmemachern großartig und international anerkannt, ganz anders als damals. Es war damals ganz provinziell, weithin ein Aufguss der leicht entnazifizierten Heimatfilme, während einige meiner Freunde schon fasziniert nach Paris und Rom, wohl auch Warschau blickten. Ich habe in Wien nur den 1. Jahrgang absolviert, denn es wurde mir klar, dass das nichts für mich war, ich bestenfalls mich für Kamera und Filmkritik interessierte. Dennoch wurden die letzten Monate in der Filmklasse für mich eine unvorhergesehene Wende meiner Biografie.

Mit einem Filmkollegen und Freund, Gerhard Antony, bin ich damals auch in eine private Malschule gegangen: *Und in der dritten, vierten Stunde läutet es, und als ich die Tür aufmache, kommen zwei junge Frauen herein. Die eine hat mir sehr gut gefallen....Es hat gefunkt zwischen uns, und sie, Maria, ist schließlich meine Frau geworden! Das war eine Art Liebe auf den ersten Blick – die dann lange gehalten hat.*

Als sich ein Kind ankündigte, heirateten wir. Maria wurde Malerin und Kunsterzieherin und sie gab mir das Künstlerische, das ich selbst nicht erreichte; ich habe für sie, die in Athen mit Familien von Kleinasien-Flüchtlingen sozialpolitisch gearbeitet hatte, wohl auch ihre philosophischen Ambitionen repräsentiert.

Die Begegnung mit Maria hat mir die Augen für eine bis dahin völlig fremde und faszinierende mediterrane Welt aus dem Inneren einer Familie und ihrer weiten Verwandtschafts- und Klientelbeziehungen geöffnet. Ich hatte dafür schon früher ein Faible gehabt und mir gedacht, ich würde eine Südländerin heiraten, um dem „Germanischen“ in der österreichischen NS-Vergangenheit zu entkommen.

Ich habe noch die Aufnahmeprüfung an der Kunstakademie versucht, bin dort aber durchgefallen, glücklicherweise. (Als angehenden Historiker war mir natürlich bewusst, dass es in dieser Hinsicht eine kuriose Parallele zu dem „großen“ Braunauer gab.)

Doch: *Ich habe später als Erster in der österreichischen Zeitgeschichte Filme- und Ausstellungsmacher über Lehraufträge, die ich bei der Berufung [1980] ausverhandelt hatte, an die Uni Salzburg gebracht,³⁸ und auch mit Studenten mit Vi-*

³⁸ Gefördert auch durch das von mir gegründete Ludwig-Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft (LBIHS): Ruth Beckermann (geb. 1952), österr. Autorin und Dokumentarfilmerin, siehe u.a. die Debutarbeit: „Der Igel“ (mit Studenten des History Workshop Salzburg, Wien 1985, 37 Min.); Helene Maimann (geb. 1947), österr. Historikerin, Ausstellungsgestalterin und Filmemacherin: „Zwischen Mutterkreuz und Minirock“, Salzburg 1985; Chiel van der Kruit (geb. 1947), holländisch-österreichischer Filmemacher, siehe: Jutta Hangler/Oliver Wurzer/Chiel van der Kruit, „The Best of Peter Kammerstätter.“ Video, Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft, Salzburg 1993.

deofilmen experimentiert oder solche angeregt.³⁹ Ganz verschwunden ist diese Bildhaftigkeit auch später aus meinem wissenschaftlichen Denken nicht, denke ich.

Nach den „Ausflügen in die Kunstwelt“, wie Pešek und Lohmann diese meine Lebensperiode genannt haben, habe ich intensiv ein Dissertationsfach gesucht. Ich habe noch eine Zeit lang ein sozial- oder stadtgeographisches Thema überlegt, auch beim Geographieprofessor Hans Bobek⁴⁰ eine Untersuchung über Sippenverteidigungstürme in der Mani (Halbinsel auf der Peleponnes), von wo Maria herkam und wo sie einen solchen alten Turm hatte, angefragt; aber Bobek hat mich darauf hingewiesen, dass ich dazu auch archäologisch graben müsse, und darauf wollte ich mich nicht einlassen.

Das war entscheidend dafür, dass ich mich nun voll zur Geschichte gewandt habe. So bin ich zu Friedrich Heer, dem Universal-Geistesgeschichtler, der als links-katholischer Querkopf und Außenseiter an der Universität galt,⁴¹ ins Burgtheater gegangen, wo er seinen Brotberuf damals als Chefdramaturg hatte, und der für mich und eine ganze Generation von im weitesten Sinne linken Studenten sehr wichtig war – eine Art geschichtsmoralische Leitfigur und ein Ersatzprogramm zu der eher öden allgemeinen Geschichte damals. Heer hat Geistesgeschichte (allerdings mit einem manche irritierenden religiös-mystischen Begleitton) gelesen von der Geburt Christi bis zur Gegenwart, dann über europäische Revolutionen und Antisemitismus und schließlich die Vorlesungsreihe „Der Glaube des [Katholiken] Adolf Hitler“ und ich war von meinem ersten Geschichtsesemester an bei ihm. Ich habe zuerst ein Thema über die Maler-Wissenschaftler und Nonkonformisten am Hof Kaiser Rudolfs II. in Prag vorgeschlagen, aber die Archivarbeit dort wäre unsicher und langwierig gewesen. Dann bin ich auf mein politisches Anliegen, den Pazifismus, gekommen. Heer hat etwas über Bertha von Suttner vorgeschlagen, was mir aber als zu eng und etwas ‚rührselig‘ erschienen ist.

³⁹ Das hat noch nachgewirkt in den großen Projekten mit Mauthausen-Überlebenden (Gerhard Botz/Helga Amesberger/Brigitte Halbmayr, Das „Mauthausen Survivors Documentation Project“. 860 lebensgeschichtliche Interviews mit Mauthausen-Überlebenden, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 16/2 (2003), 297-306) und in einem Reformkonzept für die Gedenkstätte Mauthausen (siehe Gerhard Botz/Daniela Ellmauer (unter Mitarbeit v. Oliver Wurzer u. Alexander Prenninger), Gedenkstätten-Museum Mauthausen. Rahmenkonzept zur Neugestaltung der Gedenkstätte Konzentrationslager Mauthausen, Salzburg/Wien 1997, 82 Bl., erschienen Wien 2000 als „graue Publikation“, LBIHS-Arbeitspapiere 18); im Mai 1995 auch Organisation und wissenschaftliche Vorbereitung einer Lesung von Quellentexten aus dem KZ Mauthausen im Steinbruch daselbst mit George Tabori, Hermann Beil und Schauspielern des Burgtheaters, wiederholt 1998 im Burgtheater (George Tabori/Gerhard Botz et al., Texte und Dokumente aus dem Konzentrationslager Mauthausen, Salzburg 1995 – BIHS-Projektberichte 9).

⁴⁰ Hans Bobek (1903-1990), Sozial- und Stadtgeograph, NS-„Raumforscher“, 1951-1971 Professor am Geographischen Institut der Universität Wien.

⁴¹ Siehe: Gerhard Botz, Friedrich Heer aus zeitgeschichtlicher Sicht, in: ders. u.a., Zur Aktualität des Denkers Friedrich Heer, Wien 1997, 29-47. Ich habe das ausgeführt in: Gerhard Botz, Friedrich Heers Österreich- und Europa-Identitäten. Zur Ideengeschichte der langen Dreißigerjahre Österreichs (1933-1983), in: Francesco Saverio Festa u.a. (Hg), Das Österreich der dreißiger Jahre und seine Stellung in Europa. Materialien der internationalen Tagung in Neapel 2007, Frankfurt a.M. 2012, 27-62.

3. Langzeitthema I: Politische Gewalt

Herbst 1966: Einreichung und Approbierung der zweibändigen Dissertation „Politische Gewalttaten in Österreich von 1918 bis 1933“ (Betreuer Ludwig Jedlicka und Erich Zöllner) mit einem Beilagenband (Quellentexte, Fotos, Karten und Tabellen); ab 1967 (bis heute) zahlreiche Artikel, Buchbeiträge und Vorträge zu den Themen politische Gewalt, sozialer Konflikt und Streiks; 1972–75 vollständige Umarbeitung der Dissertation in Linz; 1976: daraus Veröffentlichung des Buches „Gewalt in der Politik“, W. Fink-Verlag, München, 358 S.; 1983: Erweiterte Neuauflage dieses Buches, ebenda 1983, 460 S.; 1987: „Krisenzonen einer Demokratie. Gewalt, Streik und Konfliktunterdrückung in Österreich seit 1918“, Campus Verlag, Frankfurt a.M., 389 S.; ab 2009 Koordinator eines internationalen Forschungsprojekts und Ko-Herausgeber eines Bandes zum Thema „Räume extremer Gewalt im 20. Jahrhundert in Europa“ (erscheint in Wien 2017, ca. 530 S.).

Ludwig Jedlicka wurde von dem Wiener Zeithistoriker Oliver Rathkolb zu Recht als „Mitbegründer der Zeitgeschichtsforschung“ in Österreich⁴² bezeichnet, als der wichtigste, jedenfalls was die universitäre Verankerung und politische Ausstrahlung in den 1960er Jahren anlangt. Allerdings wird dadurch ein Verdrängungsprozess übernommen, den Jedlicka selbst betrieben hatte. Denn schon in den 1950er Jahren hatten Neuzeithistoriker wie der Staatsarchivar Rudolf Neck den Bedarf an Zeitgeschichte in einem ersten bibliografischen Überblick konstatiert und sein Kollege Walter Goldinger brachte wenige Jahre später – auf der Basis von archivalischen Akten (die er nicht zitierte, weil er dies als Beamter des Staatsarchivs nicht durfte) – eine beachtenswerte politische Ereignisgeschichte (1918–45) heraus. Dieser Beitrag erschien in der von Heinrich Benedikt herausgegebenen „Geschichte der Republik Österreich“ und war eine veritable Fundierung der österreichischen faktenorientierten politischen Zeitgeschichte. Grundlegend war auch darin der Beitrag des aus Köln zurückberufenen (ehemaligen NS-Studentenführers) Adam Wandruszka.⁴³ Allerdings hätte die umfangreiche Geschichte der Ersten Republik von Charles Gulick⁴⁴ viel früher eine alternative Historiographie einleiten können, wäre ihr Verfasser nicht ein linksliberaler Amerikaner gewesen, dem in Österreich damals Sympathien für die Sozialdemokratie angekreidet wurden. Daneben befassten sich

⁴² Sonst sehr kritisch: Oliver Rathkolb, Ludwig Jedlicka, Vier Leben und ein typischer Österreicher. Biographische Skizze zu einem der Mitbegründer der Zeitgeschichtsforschung, in: Zeitgeschichte 32.6 (2005), 351–370.

⁴³ Rudolf Neck, Zeitgeschichtliche Literatur über Österreich, I. und II. Teil, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 6 und 8 (1953 und 1955); Walter Goldinger, Der geschichtliche Ablauf der Ereignisse in Österreich von 1918 bis 1945, in: Heinrich Benedikt (Hg.), Geschichte der Republik Österreich, Wien 1977, 15–288 und Adam Wandruszka, Österreichs politische Struktur. Die Entwicklung der Parteien und politischen Bewegungen, in: ebenda, 289–484.

⁴⁴ Charles A. Gulick, Austria. From Habsburg to Hitler, 2 Bde., Berkeley, Calif. 1948; ders., Österreich von Habsburg zu Hitler, 5 Bde., Wien [1950].

in Österreich auch andere Historiker, wie Hanns-Leo Mikoletzky oder Engel-Jánosi, schon vor der Institutionalisierung der Zeitgeschichte mit dieser Periode.⁴⁵

Wie für die meisten Zeitgeschichtler-Karrieren, die auf die höchsten institutionellen Weihen zielen, war es für Jedlicka typisch, neben mehr oder weniger fachlicher Qualifikation auch die Kunst des Netzwerkens zu beherrschen und mit nur wenigen politikmoralischen Bedenken anzuwenden. Der Institutionengründer Jedlicka konnte so – in wechselnden und einander oft widersprechenden Koalitionen – viele entscheidende politisch-gesellschaftliche Faktoren gewinnen und inneruniversitäre Konkurrenten und fachliche Widerstände überspielen. Das konnte in der hochpolitisierten „langen Nachkriegszeit“⁴⁶, die in einem breiten Konsens Involvierungen in diktatorische Vergangenheiten „beschwie“ und durch opportunistische Anpassungen „reinwusch“, für die Erlangung von öffentlichem Einfluss, universitären Positionen und institutionellen Verankerungen von Bedeutung sein. Wie der Fall Jedlicka und ein Vergleich mit politisch ganz anders gelagerten Karrieren zeigen, handelt es sich dabei um ein strukturelles, nicht nur um ein persönliches Phänomen.⁴⁷

Jedlicka pflegte aber auch gute (private) Kontakte zu ihm seit seiner Jugend verbundenen politischen Freunden, oft aus dem Milieu der Hitler-Jugend oder ehemaligen „Austronazis“,⁴⁸ die im Rahmen des Nationalsozialismus zwar eine Sonderstellung Österreichs angestrebt hatten, aber trotzdem in der NS-Verfolgungspolitik (im „Osten“) oft besonders engagiert gewesen waren. Besondere Freunde waren der undurchsichtige Geheimdienstler Wilhelm Höttl⁴⁹ und anfangs auch Taras Borodajkewycz, um dessen antisemitische und pro-nazistische Äußerungen als Hochschul-Professor sich in Wien im März 1965 heftige antinazistische Proteste entzündeten. Bei den über mehrere Tage hin eskalierenden Auseinandersetzungen wurde von Rechtsradikalen der Widerstandskämpfer Ernst Kirchweger tödlich verletzt; er gilt in der journalistischen Öffentlichkeit als das erste politische Gewaltopfer der Zweiten Republik, was jedoch so nicht stimmt.⁵⁰ (Da ich damals meine Aktenstu-

⁴⁵ Lorenz Mikoletzky, Das Österreichische Staatsarchiv und die Zeitgeschichte, in: DÖW (Hg.), Forschungen zum Nationalsozialismus und dessen Nachwirkungen in Österreich. Festschrift für Brigitte Bailer, Wien 2012, 291–296.

⁴⁶ Vgl. hierzu meinen Artikel in diesem HSR Supplement-Band: Zeitgeschichte in einer politisierten Geschichtskultur: Historiographie zum 20. Jahrhundert in Österreich [1991], 105–132.

⁴⁷ Ausführlich und detailliert: Rathkolb, Vier Leben, 352–367.

⁴⁸ Vgl. Ludwig Jedlicka, Gauleiter Josef Leopold (1889–1941), in: Botz/ Hautmann/Konrad, Geschichte und Gesellschaft, 143–161.

⁴⁹ Wilhelm Höttl (1915–1999), promovierter Historiker, „illegaler“ Nationalsozialist, SS, Mitarbeiter des RSHA, Geheimdienstmitarbeiter im Dritten Reich und nach 1945 für westliche Geheimdienste, gründete und leitete ein privates Gymnasium in Bad Aussee.

⁵⁰ Taras (von) Borodajkewycz (1902–1984), Historiker und Assistent von Heinrich Ritter von Srbik, Nationalsozialist und politischer Querverbinder zum Rechtskatholizismus und zur ÖVP, 1951–1971 Geschichtsprofessor an der damaligen Hochschule für Welthandel (Wirtschaftsuniversität) in Wien, vgl. Heinz Fischer (Hg.), Einer im Vordergrund: Taras Borodajkewycz. Eine Dokumentation, Wien 1966. Belege zu den tödlichen Folgen des Eingreifens sowjetischer Soldaten am 1.5.1947 in Klein-Pöchlarn (Wiener Zeitung, 5. 6. 1947, 2) und zum Bombenanschlag auf das britische Offizierskasino in Wien-Hietzing am 19. 3. 1948 (ebd., 4).

dien im Justizpalast durchführte, war ich auch räumlich nicht weit von diesen Demonstrationen entfernt; es ist klar, dass mich diese Affäre in meiner politischen Motivation für das Dissertationsthema zusätzlich bestärkte.)

Mein „Doktorvater“ suchte und hielt auch ständig Kontakt mit hohen Offizieren der Weltkriege und mit Monarchisten um Otto Habsburg und hatte den Ehrgeiz, hohe Auszeichnungen und Orden zu erlangen, was ich als Schrulle eines kuriosen, verkappten und von Jugend an körperlich nicht ganz fitten Militaristen abtat. Aber in den frühen 1950er Jahren war er für eine rechtskonservative, dem Verband der Unabhängigen (VdU) nahe stehende Organisation von meist ehemaligen Nationalsozialisten propagandistisch tätig und nach einem Vortrag über Hitler vor katholischen Studenten sagte er öffentlich: „Wir müssen trachten, einen Mann in unseren Reihen zu finden, der in seinen Eigenschaften Adolf Hitler gleicht...“. So jedenfalls steht es in einem polizeilichen Bericht über ihn.⁵¹

Bald danach scheute er es nicht, auch mit dem aus dem englischen Exil zurückgekehrten KPÖ-Mitglied Herbert Steiner⁵² und mit Sozialisten wie dem langjährigen Justizminister Christian Broda oder dem ihm gegenüber skeptisch bleibenden Bruno Kreisky zu kooperieren, als es darum ging, „staatspolitisch wichtige“ zeitgeschichtliche Forschungsprojekte (zum Widerstand) zu befördern. Vor ein paar Jahren erzählte ich davon in einem Interview Christoph Mentschl, einem Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte:

Da hat es eine merkwürdige Allianz zwischen [Christian] Broda und [Heinrich] Drimmel gegeben, um das Gedenkjahr 65 mit einer großen Dokumentation zum Widerstand zu begehen.[...] In diesem Projekt ist ursprünglich Friedrich Heer als Vertreter der Linken vorgesehen gewesen, auch er ein Freund von Broda, nur wurde Heer massiv vetoisiert durch Drimmel und daher ist Stadler hineingekommen. Jedlicka ist immer dabei gestanden, dann ist auch langsam Herbert Steiner stärker dazugekommen und die haben ein Konzept entwickelt, das im Grunde meiner Meinung nach das theoretische Rüstzeug des Dokumentationsarchivs [des österreichischen Widerstandes] bildete. Dieses [Widerstands-]Schema ist sehr stark von Stadler geprägt [...]. Jedenfalls ist das die Vorgeschichte zum Auftauchen Stadlers auf der Geschichtsszene in Österreich. Man kann aber nicht vom Scheitern des Widerstandsprojekts sprechen. Es war innovativ, dass man das überhaupt aufgegriffen und begonnen hat.⁵³

Daraus ging letztlich auch die Dynamik des Wiener Instituts für Zeitgeschichte und des „Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes“ (DÖW) hervor.⁵⁴ Jedlicka hatte auch in längerer Konsequenz bei der Installierung des sozialis-

⁵¹ Gauakt Dr. Ludwig Jedlicka 181.521, Bl. 64, Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik, Inneres.

⁵² Brigitte Bailer/Winfried R. Garscha/Wolfgang Neugebauer, Herbert Steiner und die Gründung des DÖW, in: Opferschicksale. Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus (= Jahrbuch des DÖW 2013), Wien 2013, 43–62, und: Brigitte Halbmayr, Herbert Steiner. Auf vielen Wegen, über Grenzen hinweg. Eine politische Biografie, Weitra 2015, 144–152.

⁵³ Mentschl, Interview am 18.10.2012.

⁵⁴ Rathkolb, Ludwig Jedlicka, 369f.; siehe auch: Gerhard Oberkofler, Das Regierungsprojekt einer Dokumentation über den Beitrag Österreichs zu seiner Befreiung, 1–16, hier 2f., <http://www.klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Oberkofler_3_03.html> (Zugriff: 2.2.2016).

tischen Emigrationsrückkehrers Karl Stadler, meines künftigen Chefs an der Universität Linz, seine Hand im Spiel.⁵⁵ Wenn es sich um sozialdemokratische Spitzenpolitiker handelte, dann pries sich Jedlicka etwa damit an, dass er, wie mir ein Institutskollege erzählte, in den 1960er Jahren den Pazifisten Botz, den Sozialdemokraten Wolfgang Neugebauer⁵⁶ und den Kommunisten Hans Hautmann⁵⁷ als Dissertanten hatte. Karl Stuhlpfarrer,⁵⁸ der ebenso innovativ (über den Nationalsozialismus und das internationale System) arbeitete, aber Distanz hielt, scheint in Österreich zunächst keine öffentliche Referenz bekommen zu haben. Anfangs durchaus im Kontakt mit der entstehenden bundesdeutschen Zeitgeschichte und international vernetzt entwickelte Jedlicka, trotz (oder wegen?) seiner geringen wissenschaftlichen Validität, bald besondere Fähigkeiten auf wissenschaftsorganisatorischem Feld bei der Materialsammlung. Das wurde vor allem von seinen Assistenten ausgeführt: Anton Staudinger trug ein beachtliches politik- und alltagsgeschichtliches Archiv zusammen, und Gerhard Jagschitz⁵⁹ baute eine einmalige Fotodokumentation (nunmehr in der Österreichischen Nationalbibliothek) auf. Jedlicka verdiente sich auch Meriten in der akademischen Lehre und bei der Dissertationsvergabe zu politischen Biografien und Militärgeschichte. Er erwies sich auch als Protektor vieler seiner „Schüler“, wozu auch ich gehörte, scheute jedoch auch nicht zurück, einige seiner vielversprechenden Assistenten, die bei ihm „mitarbeiteten“, gegeneinander auszuspielen, was noch lange über seinen unerwarteten Tod im Jahre 1977 hinaus das interne Institutsklima belastete.

Schon im Herbst 1962 oder 1963 war ich bei Professor Jedlicka in einem seiner ersten Zeitgeschichte-Seminare, die mich inhaltlich sehr interessiert haben, ebenso wie eine Zeitlang in seinen rhetorisch wirkungsvollen, inhaltlich aber meist um „neue Dokumentenfunde“ aufgebauten Massenvorlesungen. Jedlicka, der mir kaum jemals einschränkende oder anregende Vorschläge zu machen suchte, habe ich politisch nicht klar einordnen können. Ich habe ihn damals – nicht unrichtig – für einen „Sozialmonarchisten“ gehalten, der Kaiser Karl sehr verehrt hat.

Erst später ist heraus gekommen, was viele seiner Kollegen und politischen Mitspieler ohnehin wussten, nämlich dass er – neben einer Mitgliedschaft in der „Vaterländischen Front“ der Schuschnigg-Zeit – schon in den 1930er Jahren HJ-Führer und „Illegaler“ im Sinne der streng bürokratischen Mitgliederverwaltung der NSDAP gewesen ist.⁶⁰ Ihm wurde jedoch nie die Anerkennung als „Alter Kämpfer“

⁵⁵ Maria Wirth, Christian Broda. Eine politische Biographie, Wien 2011, 308f.

⁵⁶ Wolfgang Neugebauer (*1944), Historiker, Widerstands- und Rechtsextremismusforscher, 1983–2004 Leiter des Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Honorarprofessor Univ. Wien, vgl.: Wolfgang Neugebauer, Bauvolk der kommenden Welt: Geschichte der sozialistischen Jugendbewegung in Österreich, Wien 1975.

⁵⁷ Vgl. Hans Hautmann, Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs, 2. Aufl., Wien 1971.

⁵⁸ Karl Stuhlpfarrer (1941–2009), bis 1999 Prof. am Institut für Zeitgeschichte der Univ. Wien, danach an der Univ. Klagenfurt.

⁵⁹ Anton Staudinger (*1940), Historiker und bis 2000 Prof. am Institut für Zeitgeschichte der Univ. Wien; Gerhard Jagschitz (*1940), Historiker und bis 2001 Prof. ebenda.

⁶⁰ Heinz Jedlicka, Biographischer Überblick Univ. Prof. Dr. Ludwig Jedlicka (Maschinschriftliche Zusammenstellung, 2015), die mir in dankenswerter Weise von Heinz Jedlicka zur Verfügung gestellt wurde. Die von Rathkolb und einigen Journalisten angegebene „Mitgliedsnummer“

zuteil, so sehr er sich auch darum bemühte. Später hat er sich in einer politischen Schaukelpolitik (nach seiner Katastrophe von 1945) hochgearbeitet, wie einer seiner (ÖVP-nahen) Cartellverbands-Kollegen, Werner Vogt, um die Mitte der 1960er Jahre enthüllt hat.

Ich suchte ab 1963 ein Dissertationsthema, das meinem Pazifismus entgegenkam, und habe Jedlicka nach einem Jahr gefragt. Der hat mir alle möglichen Themen vorgeschlagen, die mir aber politisch und thematisch zu eng waren, so über die Heimwehren,⁶¹ über Othmar Spann⁶² oder Alexander Eifler,⁶³ den Führer des Republikanischen Schutzbundes. Ich bin aber schließlich, angeregt durch Zeitschriftenartikel⁶⁴ während der Debatte um das Jahr 1934 – die 3er und 4er Jahre sind ja in Österreich genau wie die 8er Jahre geschichtssymbolisch wichtige Jahre – auf die politische Gewalt in der Zwischenkriegszeit gekommen. Das habe ich also Jedlicka vorgeschlagen, und der hat gesagt: „Wunderbar, machen Sie es, Botz!“ Ich war ganz überrascht, dass ich ihn nicht habe überzeugen müssen. Also habe ich das Thema angefangen.

Das Wesentliche für mich aber war: Ich wollte mit „historischer Gewalt“ auch Gewalt in der Zukunft verhindern. Das war eine in der österreichischen Geschichtskultur und Zeitgeschichte damals und lange danach (teilweise bis heute) hochpolitische Frage, die meiner Meinung nach – ganz positivistisch denkend – mit einer streng-empirischen Methode, die damals in der Geschichtswissenschaft ganz ungewöhnlich war, beantwortet werden sollte. Die große Ausgangsfrage war: Wer hat mehr politische Gewalttote bzw. Gewalt verursacht in Österreich 1918 bis 1933 – die Linken oder die Rechten, die Nazis oder die zwei anderen großen politischen Lager (Katholisch-Konservative und Sozialdemokratie)? Aber auch die staatliche Exekutive wollte ich nicht außerhalb der gewaltkritischen Betrachtung lassen, wie das manchmal von der westlichen Gewaltforschung getan wurde.

67.666 bezog sich auf die HJ und wurde natürlich von der NSDAP ab 1. Mai 1938 nicht übernommen, sondern fand nur nach einigem Zögern Anerkennung in der typischen Illegalen-Nummer 6,303.250. In der „Großen Kartei“ im BDC /BA war sein Mitglieder-Kartenblatt noch 1976, aber 1994 nicht enthalten, jedoch scheint es in der (früher gemachten) amerikanischen Mikroverfilmung auf. Zu einer für Laien nicht immer einfachen Unterscheidung von „Alten Kämpfern“ (Pgs bis 1933) und „Illegalen“ siehe meinen Beitrag: Gerhard Botz, Die österreichische NSDAP als asymmetrische Volkspartei. Soziale Dynamiken oder bürokratische Selbstkonstruktion?, in: Jürgen W. Falter (Hg.), Junge Kämpfer, alte Opportunisten. Die Mitglieder der NSDAP 1919–1945, Frankfurt-New York 2016, 430–432.

⁶¹ Siehe dazu meinen Text: „The short- and long-term effects of the authoritarian regime and of Nazism in Austria“ in diesem HSR-Supplement 28, 191–213.

⁶² Othmar Spann (1878–1950), österr. Nationalökonom, Statistiker, Philosoph und Soziologe, Theoretiker des politischen Korporatismus (Ständestaates), auch über seine Schüler, *Spiritus Rector* der Heimwehr, doch auch Geheimmitglieder der NSDAP, 1919–1938 Professor an der Universität Wien.

⁶³ Alexander Eifler, Edler von Lobenstedt (1888–1945), österr. Offizier und 1924–1933 Stabschef des sozialdemokratischen Republikanischen Schutzbundes.

⁶⁴ Kurt Skalník, Dollfuß war zur Machtprobe entschlossen, in: Forum. Österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit 11. Jg., Heft 122 (1964), 78 und Friedrich Heer, Dollfuß war schuldiger, in: ebenda, 91.

Eine gängige Meinung in meinem damaligen Umfeld war: Die Rechten haben immer die Linken umgebracht und diese niemand. Ich habe dieses „Dogma“ nicht so geglaubt, dass ich es nicht als Frage hätte stellen können.

Bezüglich der drei großen und zum Teil ins 19. Jahrhundert zurückgreifenden „politischen Lager“ hatte ich schon als Einstieg den innovativen und aus seiner eigenen politischen Erfahrung in der Zwischenkriegszeit hervorgegangenen Beitrag Adam Wandruszka⁶⁵ genau gelesen; das der „Lager-Theorie“ zugrunde liegende ideologisch-sozialgeschichtliche Konfliktlinien-Modell hatte schon den norwegischen komparativen historischen Sozialwissenschaftler Stein Rokkan angeregt⁶⁶ und wurde auch von deutschen Sozialforschern wie Franz Urban Pappi als „politisierte Sozialstruktur“ weiter entwickelt.⁶⁷ Gegen oberflächliche Infragestellungen auch in jüngster Zeit⁶⁸ halte ich sie weiterhin, trotz einiger notwendiger Modifikationen,⁶⁹ für ein nicht nur heuristisch brauchbares Erklärungsmodell.

Aber die allermeisten öffentlichen Archive waren zunächst für die Forschung noch verschlossen, als ich meine Dissertationsarbeit begann, und wurden erst Jahre später für die entstehende Zeitgeschichte und diese stimulierend zugänglich. Nach einigen Monaten kam mir das schon erwähnte von Jedlicka und Stadler geleitete große österreichische Widerstandsprojekt indirekt zugute. Als großkoalitionäres Unternehmen stand es unter der Patronanz von Justizminister Broda und wurde am Anfang von Heinrich Drimmel stark unterstützt, der als rechtskatholische Schlüsselfigur der ÖVP-Wissenschaftspolitik, auch nachdem er vom Unterrichtsministerium in die Wiener Stadtregierung gewechselt war, weiterhin tätig blieb. So erhielt ich unter „Dehnung“ der gesetzlichen Vorgaben über die beiden Projektleiter früher als andere Studierende Zugang zu Akten im Justizministerium, sofern sie sich auf einzelne Gewalttaten bezogen.

Ich hatte jedoch meine Arbeiten schon begonnen und deren große Linien bestimmt, als es für mich außer einigen laienhaften Befragungen der damals noch zahlreich lebenden und schon sprechwilligen Zeitzeugen fast nur die alten Tageszeitungen gab. Ich habe mich daher auf Zeitungen als einen kompakten Quellenbestand gestützt, der damals in der Zeitgeschichte und Publizistik eine große Rolle spielte, aber den meisten anderen Historikern als Quelle suspekt war. Für mich war jedoch dieser Umstand, mehr noch als der vorzeitige Zugang zu Archivquellen, ein Glücksfall. Denn damit stand mir, wenn ich nicht bei impressionistischen Einzel-

⁶⁵ Wandruszka, Österreichs politische Struktur, 291-621.

⁶⁶ Mündliche Mitteilung Stein Rokkans bei der „Bergen-Faschismus Konferenz“ am 20. Juni 1974; siehe etwa auch: Stein Rokkan mit Angus Campbell u.a., Citizens, Elections, Parties. Approaches to the Comparative Study of the Processes of Development, Oslo 1970, 135.

⁶⁷ Siehe Franz Urban Pappi, Politisierte Sozialstruktur und Wählerverhalten bei Bundestagswahlen, Köln 2015 (= HSR Supplement 27), verfügbar unter <<http://www.gesis.org/hsr/archiv/2015/suppl-27-politisierte-sozialstruktur/>>.

⁶⁸ Julie Thorpe, Austrofascism: Revisiting the "authoritarian state" 40 years on, in: Journal of Contemporary History, 45. 2 (2010), 315-343.

⁶⁹ Siehe die zwischen bi- und tripolaren Konfliktmustern schwankende politische Zuordnung der politischen Gewalttaten in: Gerhard Botz, Gewalt in der Politik. Attentate, Zusammenstöße, Putschversuche, Unruhen in Österreich 1918-1934, [1. Aufl.] München 1976, 237f. und meinen Beitrag zu diesem HSR Supplement 28: Political Violence, its Forms and Strategies in the First Austrian Republic [1982], 133-159.

fallbeschreibungen verweilen wollte, eine eminent wichtige „serielle Quelle“ zur Verfügung, ein Begriff, der mir damals noch nicht bekannt war.

Um die Gewalt von Seiten aller drei großen politischen Lager zu erheben, habe ich jeweils 15 Jahrgänge [1918-33] der oft dreimal täglich erscheinenden, führenden Zeitungen unterschiedlicher politischer Richtungen – Neue Freie Presse, Reichspost, Arbeiter-Zeitung und einiger deutschnationaler Blätter – durchgesehen und mit der Hand exzerpiert. Ich bin sicher zwei Jahre lang täglich im großen Lesesaal der UB gesessen und habe fast wunde Finger vom Umblättern in Kauf genommen.

Nicht nur zwecks Reduktion der Quellen-Arbeit habe ich mich dabei auf die demokratische Periode (November 1918 bis Jänner 1934) beschränkt, weil ich einen politischen Systemwechsel nicht in meine auf Vergleichbarkeit angelegte Untersuchung eingehen lassen wollte. Doch wie dabei vorgehen? Ich habe deshalb jeden Zeitungsbericht über einen Akt physischer Gewalt auf seinen parteipolitischen Gehalt geprüft und möglichst durch Berichte aus politisch gegensätzlichen Zeitungen gegengecheckt. Das war gute, auch von Josef Toch vermittelte journalistische Praxis. Eine darüber hinausgehende Auswertungsmethode konnte ich jedoch von der Sozialgeographie beziehen – die empirische Soziologie hat es an der Uni Wien ja noch kaum gegeben bzw. sie war aus Österreich ab 1933 und 1938 vertrieben worden. Kommend von den Seminaren der damaligen Assistentin Bobeks und dessen späterer Nachfolgerin, der heute prominenten Sozialgeographin Elisabeth Lichtenberger, habe ich für die notwendige Bewältigung meiner Forschungsaufgabe gewusst:

Ich muss zählen, Statistiken machen, Prozente berechnen – ganz simpel, mit Stricherrlisten und einfacher Mathematik und tabellarischer Darstellung. Dass es da noch etwas anderes gibt, hab ich zunächst noch nicht gewusst. Ich hätte damals nach Amerika oder England geschickt werden sollen, dann hätte ich dort schon die strikt quantifizierende Geschichte gelernt. Das habe ich dann erst Jahre später etwas nachgeholt.

Dass ich an der Zahl der Getöteten und Verletzten und an anderen für mich als Gewaltcharakteristika und -ursachen relevanten Informationen (geographische Räume, soziale Zuordnung der Akteure, gerichtliche Verfolgung oder Freisprechung und öffentliche Polemik etc.) interessiert war, war für mich vom Anfang an klar. Ich habe sie also, wohl sozialgeographischen Arbeitsweisen folgend, nach klar definierten Fragestellungen kategorisiert, um synchrone (je nach politischer Zuordnung, Alter, Orte) wie auch zeitübergreifende Vergleiche möglich zu machen. Das war allerdings weit entfernt von den anerkannten Methoden unter Wiener Allgemein- und Zeithistorikern. (Heute denke ich: Wäre mir eine gediegene traditionelle Methodenausbildung zuteil geworden, wie sie damals in der Wiener Neuzeit- oder Mittelalter-Geschichte dominierte, wäre ich wohl nicht auf meine unkonventionellen Zugänge gekommen.)

Nachdem ich alle Gewaltfälle und Gewalttoten und -verletzten genau quantifiziert hatte – eine Begriff, der damals den allermeisten (österreichischen) Historikern „spanisch“ vorgekommen wäre –, bin ich zu dem Schluss gekommen: Mehr Opfer

haben die Nazis und die sogenannten „Austrofaschisten“⁷⁰ verursacht, aber sie sind nicht die einzigen Gewalt Ausübenden gewesen. Auch die Sozialdemokraten, die Kommunisten sowieso, haben in der Zwischenkriegszeit Gewalt ausgeübt.

Aber das zu sagen, war damals nicht nur bei der politischen Linken allgemein lange Zeit noch ein Tabu. Bis in die 1970er Jahre wurde ich deshalb nicht nur von radikal linken Studienkollegen als „naiv bürgerlich-positivistisch“ abgetan und mehrfach von sozialdemokratischen Freunden und Bekannten zur Rede gestellt, wie ich linke Tote mit rechten Toten, Sozialdemokraten mit Nazis nur gleich setzen und auszählen könne. Selbst als ich schon Assistent im „linken“ Stadler-Institut in Linz war, war der SPÖ- und gewerkschaftsnahe Europa-Verlag nicht bereit, meine Dissertation als ganze, sondern nur in dem Teil, der sich mit dem 15. Juli 1927 befasste, zu publizieren. Das wollte ich jedoch auf keinen Fall, weil das meinem Ausgangspunkt, nämlich „Links“ und „Rechts“ zu vergleichen, widersprochen hätte.

Dagegen hat mich der bereits erwähnte Josef Toch,⁷¹ Journalist und autodidaktischer Intellektueller, stark unterstützt. Toch war ein in Wien geborener Jude, der als Kibbuz-Arbeiter begann, Kommunist wurde und im Spanischen Bürgerkrieg kämpfte, dann nach England ging und nach dem Zweiten Weltkrieg nach Wien zurückkehrte. Nach dem Ungarn-Aufstand wurde er SP-Mitglied und schließlich – wieder enttäuscht – glühender Zionist, der sich einen Methusalem-Bart zulegte. Er hatte, nach seinen Erfahrungen in dreierlei Internierungslagern (in Dollfuß-Österreich, Frankreich und England) früh angefangen, Zeitungsausschnitte zu sammeln und Dokumentationen über „Zeitgeschehen“, über das es keine anderen Quellen gab, anzulegen. Bei ihm hatte ich in der historischen Zeitungsdokumentation der Wiener Arbeiterkammer seit 1965 meinen ersten Job als sein Assistent und er war lange Zeit ein Gesprächspartner, von dessen stupendem internationalen und innerösterreichischem Wissen ich mehr profitierte als von meinen universitären Dissertationsbetreuern. Ähnliches muss auch für Studienkollegen wie den späteren Fernsehjournalisten und Historiker Peter Huemer und Johannes Hawlik, Wiener ÖVP-Stadtpolitiker und ebenfalls Zeithistoriker, gegolten haben. Sie arbeiteten nach mir hier und wurden ebenfalls richtige Toch-„Fans“. Im „Tagblatt-Archiv“ konnte man als angehender Zeithistoriker nicht nur den bei Historikerkollegen an der Universität in Wien verbreiteten Archiv-Spürsinn, sondern auch das Systematisieren von breit und international gestreuten Wissens-elementen schärfen, das sonst nur Archivare und Bibliothekare hatten.

Damals war in der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung der Wiener Arbeiterkammer auch ein Kreis linker, nicht dogmatisch-marxistischer bzw. keynesianischer Intellektueller versammelt, wie der Eurokommunist Theodor Prager, der spätere Finanzminister Ferdinand Lacina und der aus dem amerikanischen Exil

⁷⁰ Siehe zu diesem Konzept Emmerich Tálos (Hg.), *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur, 1933–1938*, 5. Aufl., Wien 2005. Kritisch dazu: Gerhard Botz, *Der „Christliche Ständestaat“: Weder System noch Faschismus, sondern berufsständisch verbrämte „halbfaschistisch“-autoritäre Diktatur im Wandel*, in: Lucile Dreidemy u.a. (Hg.), *Bananen, Cola, Zeitgeschichte. Oliver Rathkolb und das 20. Jahrhundert*, Wien 2015, 202–217.

⁷¹ Josef Toch (1908–1983), österreichischer Spanienkämpfer, Ex-Kommunist, Journalist und Schriftsteller, Mitglied des österreichischen PEN-Clubs, Leiter der historischen Zeitungsdokumentation in der Arbeiterkammer Wien.

zurück gekehrte linkssozialistische Ökonom und Wirtschaftshistoriker Eduard März und dessen Partnerin, Maria Szécsi. An ihren Mittagstisch in der Mensa wurde auch ich manches Mal eingeladen, um über die studentische Unzufriedenheit, die Anti-Schah-Demonstrationen und meine Gewalt-Arbeit zu reden. (Mit Edi März, den ich als Gastprofessor in den 1980er Jahren nach Salzburg bringen konnte, blieb ich weiterhin in Freundschaft verbunden, die sich auch familiär ausdehnte.) Seit damals habe ich mich politisch manchmal als „austromarxistoid“ bezeichnet, da ich ein intellektueller Verehrer Otto Bauers wurde. Dieser austromarxistische Theoretiker (und zuletzt versagende Politiker), von dem mir noch Anfang der 1970er Jahre dessen engster Mitarbeiter, Otto Leichter, in privaten Gesprächen (im Salzkammergut) erzählte, faszinierte mich besonders, da er in seine politische Tätigkeit (vor allem auch als Verfasser von Büchern und Artikeln) seinen soziologisch-ökonomischen und historischen Blick einbrachte. In einer gewissen Weise wurde dies eine Bahn, die mich in die historische Sozialwissenschaft hat bringen können. Diesen Konnex hat später – mich überraschend – der englische Soziologe Tom Bottomore bei gegenseitigen Vortrageinladungen (zwischen den Universitäten Salzburg und Sussex) hervorgehoben.

Ich habe schon damals bei der Arbeit an der Dissertation ohne Scheu aus unterschiedlichen Disziplinen kommende theoretische und methodische Ansätze kombiniert, und darüber im Interview mit Pešek und Lohmann erzählt:

Ohne Engagement bringt man nicht die Hartnäckigkeit zur Genauigkeit und empirischen Ausdauer auf, aber mit Engagement allein wird man blind – da muss man sich selbst distanzieren und streng kontrollieren. Andere hätten früher aufgehört, und ich habe schließlich unglaublich viel geschrieben – über 500 Seiten, mit 300 Seiten Anhang.⁷² Das war angeblich die längste Dissertation, die es damals in der Geschichte in Wien gegeben hat. In der Fakultät hat man mich, wie ich während der Philosophikum-Prüfung erfahren habe, den „Gewalt-Botz“ genannt. Politische Gewalt war ja damals ein Exoten-Thema, aber Jedlicka und Erich Zöllner sind als Betreuer hinter mir gestanden.⁷³

Das Ergebnis war nicht nur wegen seines Umfangs beachtlich, der für sich genommen kein Qualitätskriterium sein kann, sondern auch deswegen, weil ich die meisten fallstudienartigen (stilistisch oft unterschiedlich angelegten) Kapitel (in die zuletzt auch Gerichtsakten einfließen konnten) mit einer durchgehenden Gewaltfälle-Chronik und statistischen Tabellen zur politischen Zuordnung der Opfer und Täter der Gewalt zusammenfasste; dabei arbeitete ich auch typisierend Gewalt- und Politikperioden heraus und zeichnete Karten, die einzelne Schauplätze und ganz Österreich gewaltträumlich darstellten. Ich hatte auch möglichst viele Ereignis-Fotos aus den 1920er Jahren zusammengetragen und entwickelte das, was meine ganz spezifische „Schattenmethode“⁷⁴ genannt wurde. Zu dem gewalttätigen Aufruhr

⁷² Siehe Gerhard Botz, Beiträge zur Geschichte der politischen Gewalttaten in Österreich von 1918–1933, (ungedruckte phil. Diss.) Wien 1967, 3 Bde.

⁷³ Erich Zöllner (1916–1996), österr. Historiker, zu Lebzeiten führender Historiker der Geschichte Österreichs, 1953–1986 Professor an der Universität Wien.

⁷⁴ Werner A. Perger, Historiker, Kriminologe, Bürgerkriegsforscher. Wie Gerhard Botz die Geschichte des Justizpalastbrands rekonstruiert, in: ZEIT ONLINE 28.6.2007, <<http://www.zeitonline.de>>

von Arbeitern („Justizpalastbrand“) und dem exzessiven, 85 Tote fordernden Polizeieinsatz am 15. Juli 1927 – dagegen verzeichnete die Polizei nur vier Todesopfer – sind Serien von Ereignis-Fotos aus der Wiener Innenstadt erhalten. Da während dieser Ereignisse meist die Sonne schien, wurden auf Gebäuden scharfe Schatten geworfen, die auf vielen Bildern klar erkennbar sind. Diese Gebäude wurden seit damals nur selten um- oder neugebaut, daher kann man heute noch am 15. Juli (bzw. 26. Mai) genau denselben Schattenwurf wie 1927 beobachten, der eine Bestimmung des Zeitpunkts, zu dem ein *Action*-Foto gemacht wurde und zu dem das dadurch dokumentierte Geschehen ablief, auf wenige Minuten genau zulässt. So konnte ich etwa Polizei- und Augenzeugenberichte, die zu widersprüchlichen und zu eminent politischen Schuldzuweisungen führten, ergänzen und korrigieren.⁷⁵

Da ich mit dem Ergebnis dieser Arbeit jedoch bei weitem nicht zufrieden war, habe ich sie zunächst nicht veröffentlicht, obwohl mich Erich Zöllner mehrfach ermunterte. Während meiner Linzer Assistentenzeit hatte ich zunächst andere Arbeitsprioritäten. Ich nutzte aber die Zeit, mir soziologische, sozialstatistische und sozialhistorische Grundkenntnisse anzueignen, und fand in der damals entstehenden linken Friedens- und Gewaltforschung auch ausgearbeitete theoretische und philosophische Modelle, wie das Theorem der „strukturellen Gewalt“ des norwegischen Friedensforschers Johan Galtung, von dem ich bald wieder abkam, da es eine Tendenz zur Verharmlosung physischer Gewalt hat und empirisch nicht einlösbar war. Die schließlich wesentlich überarbeitete Fassung erschien 1976 erstmals im Münchener Fink-Verlag; eine zweite Auflage, um die Periode des autoritären Dollfuß-Schuschnigg-Regimes erweitert, folgte 1983.

Damit legte ich – glaube ich – auch Keimzellen für weitere meiner, aus der Gewaltforschung ableitbare und mich bis heute faszinierende Forschungsgebiete, einerseits zu Streik- und Konfliktforschung und Sozialgeschichte gewalttätiger politischer Organisationen und Bewegungen, wie der NSDAP, andererseits auch zu politischen Systemmodellen des autoritären „Christlichen Ständestaats“ und zur Ersten (und Zweiten) Republik, in denen sich mein sozialwissenschaftliches Linzer Milieu und die amerikanische politologische Quantifizierung niederschlugen. Eine simple sozialstatistische Auswertung der „gewaltauffällig“ gewordenen Mitglieder der militanten Organisationen führte zu einer Querverbindung zu meinem Nationalsozialismus-Schwerpunkt. Über frühe Projekte ergab sich für mich auch mit dem Wiener Institut für Konfliktforschung, besonders mit dem Soziologen und späteren Leiter internationaler Sozialforschungsinstitutionen Bernd Marin⁷⁶, eine intellektuell befruchtende Zusammenarbeit. Aber meine formalistischen Methoden gingen eine Zeit lang so weit, dass ich mich an (relativ einfachen) quantitativen Erklärungsmodellen von Gewalt und Streik versuchte und sogar Prognosen über das erwartete Auftreten von politischer Gewalt (abhängig vor allem von steigender

zeit.de/2007/27/Portrait-Botz/komplettansicht> (Zugriff: 2.2.2016). Mehr dazu in meinem in Vorbereitung begriffenen Buch: Justizpalastbrand, Wien 1927, Münster-Wien 2017.

⁷⁵ Botz, Beiträge, Bd. 2, 356.

⁷⁶ Bernd Marin (*1948), Sozialwissenschaftler, Prof. am EUI (Florenz); Direktor des „European Center for Social Welfare Policy“, Wien.

Arbeitslosigkeit) abgab,⁷⁷ die glücklicherweise bis heute nicht bestätigt wurden. Daneben hörte ich nicht auf, methodologisch anderen Strängen wie Oral History und sozialgeschichtlicher Politikgeschichte zu folgen, was meinem Gewalt-Buch eine besondere Wertschätzung bei dem damals schon anerkannten Wiener Sozialhistoriker Michael Mitterauer eintrug⁷⁸ und mich wohl auch abhielt, zu tief in monomethodische Bahnen zu geraten.

Da Gewalt und zugespitzte politische Konflikte in Österreich mindestens bis in die 1980er Jahre in der Politischen Bildung und bei vielen wissenschaftlichen Anlässen ein immer noch heißes Thema waren, häuften sich Einladungen zu Vorträgen und schriftlichen Ausarbeitungen. Mein „exotisches“ Gewalt-Thema war in den aktuellen Politikdiskursen weiterhin gesamtgesellschaftlich „heiß“, was bedeutete, dass ich damit auch in ein fachliches Schlüsselthema hineinwuchs. Das sei, wie mir der von mir sehr geschätzte Soziologe und Historiker Charles Tilly 1984 bei einem Besuch in Ann Arbor erzählte,⁷⁹ – übrigens neben Faschismus-Thematik – eine günstige Voraussetzung für wissenschaftlichen Erfolg in den politisierten europäischen Geschichtskulturen, besonders während des „sozialdemokratischen Jahrzehnts“. Mag sein, dass darin ein weiterer meiner karrieremäßigen Glücksfälle lag.

In meiner universitären Lehrtätigkeit belästigte ich meine Studierenden damit 30 Jahre lang nur selten, bis Ende der 1990er Jahre sichtbar wurde, dass das Thema der Gewalt in die öffentlichen Diskurse zurückkehrte und auch großes studentisches Interesse fand. Politische Gewalt war im Begriffe, nach einigen relativ ruhigen Jahrzehnten auch in der europäischen Geschichte wieder sichtbar zu werden.⁸⁰ So gelang es mir 2008 (mit anderen) den Fakultätsschwerpunkt "Diktaturen – Gewalt – Genozide" an der Universität Wien zu gründen.

Diese thematische Schnittstelle wurde auch von meinen Kollegen Stefan Karner und Helmut Konrad (beide Graz) sowie von Siegfried Mattl (Univ. Wien, gest. 2015) geteilt, die drei fachlich benachbarte Boltzmann-Institute leiteten, die im Cluster Geschichte der LBG zusammengefasst waren. Als gemeinsames Thema definierten wir „Räume extremer Gewalt in Europa im 20. Jahrhundert“⁸¹ und brachten unter meiner Koordination 2010 einen gemeinsamen Antrag auf ein „Nationales Forschungs-Netzwerk“ beim österreichischen Forschungsförderungsfonds ein. Trotz der Beteiligung auch so ausgewiesener deutscher Kollegen wie Jörg Baberowski, Thomas Lindenberger und Dieter Pohl wurde der Antrag als zu wenig homogen abgelehnt und weil, wie ich vermute, damals Geisteswissenschaften in an arbeitsteiligen Großforschungen orientierten Förderungsprogrammen strukturell benachteiligt waren. Dennoch lässt mich diese Thematik nicht los.

⁷⁷ Gerhard Botz, Politische Gewalt und industrielle Arbeitskämpfe in Wirtschaftskrisen. Versuch einer Extrapolation aus der Geschichte der Ersten und Zweiten Republik, in: Bernd T. Marin / Michael Wagner (Hg.), Wachstumskrisen in Österreich? Bd. 2: Szenarios, Wien 1979, 260-306.

⁷⁸ Brief an mich im Sept. 1976, in Vorlass G. Botz, Archiv der Universität Wien.

⁷⁹ Siehe sein Buch: Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons, New York 1984.

⁸⁰ Vgl. auch Eric Hobsbawm, Das Gesicht des 21. Jahrhunderts. Ein Gespräch mit Antonio Polito, München 2000.

⁸¹ Erscheint im Böhlau Verlag, Wien 2017.

4. Zeitgeschichte als Randfach in Linz und methodologische Erneuerung

1968-1979 Assistent am Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (später Universität) in Linz; 1971-1992 Mitglied der „Wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung der Geschichte Österreichs der Jahre 1918-1938“, Wien; 1973-75 Absolvierung von Lehrveranstaltungen aus Soziologie an der Univ. Linz; 1976-77 Alexander v. Humboldt-Forschungsstipendiat in Bochum und Berlin (Wissenschaftlicher Gastgeber: Hans Mommsen); 1976 und 1978 Absolvierung der Summer Schools „in Quantitative Methods in History“ und „in Social Science Data Analysis“ an der Univ. of Essex (Colchester); 1979 Habilitation für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Univ. Linz (Gutachter: Friedrich Fürstenberg, Karl R. Stadler und Erika Weinzierl); 1979 Geburt des zweiten Sohnes, Daniel; 1979/80 a.o. Professor für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte, Univ. Linz.

Schon während meiner Arbeit am Projekt über den Nationalsozialismus in Wien hatten sich Perspektiven zu einer Assistentenstelle bei Stadler ergeben. Dazu erzählte ich in einem freien Interview:⁸²

Zu dieser Zeit hat mich Stadler mehrfach bei seinen Aufenthalten in Wien sprechen wollen, [...] einmal sind wir irgendwo im neunten Bezirk in einem Kaffeehaus gewesen, und dort hat er mich zu meinen Plänen befragt [...]. Ich sagte, ich würde das Doktorat und dann die Mittelschullehrramtsprüfung machen, ich habe ja das Nebenfach Geographie gehabt, zweites Nebenfach Biologie und dann werde ich mich wegen eines AHS-Postens [=Gymnasialprofessors], vielleicht in Krems oder Oberösterreich umsehen.

Stadler hat mich gefragt, ob die Uni für mich in Frage käme, worauf ich gemeint habe, es gäbe keine Posten dort. Damals hat die universitäre Expansion erst langsam begonnen. Da war nur Salzburg als Neugründung, in Linz gab es die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Hochschule, aber ich wusste nicht, dass dort ein Lehrstuhl für Zeitgeschichte geplant war, für den Stadler bereits mehr oder weniger vorgesehen war. [...]. Das ist insofern wichtig, als er das von Kreisky gegründete Wiener Institut für Entwicklungsfragen in der Oberen Augartenstraße geleitet hat. Dort habe ich ihn auch ein paar Mal getroffen, das war seine Wiener Bastion[...].

Er war auffällig, hager, vom Gesicht her markant, anders als die anderen Professoren. Er war groß, schlank, schlaksig, damals 52 Jahre alt, hat aber älter gewirkt. Ungewöhnlich, „angelsächsisch“. Ruhig redend. Er war für mich am Anfang fremd, ganz anders als die Professoren, bei denen ich studiert habe. Stadler ging nicht mit Krawatte, hatte ein legeres Sakko, Pulli und Pullover. [...]

Er hat, und das hat mich am Anfang sehr irritiert, in einer unglaublich konsequenten Weise nie direkte Weisungen gegeben, sondern so formuliert: ‚Sollten wir nicht das und das tun?‘ Ich hab’ das am Anfang nicht verstanden, ob das eine Weisung bzw. ein Befehl ist – Professoren haben ja damals noch Befehle ausgegeben, in Wien, auch in Linz, auch Sozialdemokraten natürlich. Aber Stadler, und das

⁸² Mentschl, Interview, 18.10.2012 (Interpunktionen teilweise geändert).

ist das Angelsächsische an ihm, war unglaublich kollegial – ich bin nie per Du geworden mit ihm – eine Frage, so zu stellen, dass der andere das als seine eigene Idee empfindet und dann ausführt [...]. Das hat mich massivst geprägt, ich weiß nicht, ob die anderen das so wahrgenommen haben. Aber als ich dann Professor geworden bin, hat das bei mir nicht mehr funktioniert.

Er hat mich gefragt, ob ich mit ihm nach Linz gehen würde. [...] Und ich habe die Diss. [...] dahin geschrieben und er hat mich oft gefragt, wann sie fertig sein wird. Und ich habe gesagt, ich fange erst an zu arbeiten, nachdem das NS-Projekt ausgelaufen ist. [...]

Beim nächsten Mal hat er mir mitgeteilt, er bekommt die Professur in Linz, das war 1965. [...] Dann ist die Große Koalition auseinandergegangen. Es haben die Schwarzen gewonnen, wobei ich persönlich das als sehr gefährlich betrachtet habe, 21 Jahre nach 45. Wir waren nicht paranoid, sondern das war noch nahe zum NS, das war 32 Jahre nach dem Februar 34. Ich habe die Situation ganz pessimistisch beurteilt und man hat nie gedacht, dass die SPÖ wieder an die Regierung kommen würde. Ab 1967, als Kreisky [als SPÖ-Vorsitzender] gekommen ist, ist eine Dynamik entstanden. Ich habe auch meine Diss. fertig gemacht [...].

Jedlicka wollte, dass ich sub auspiciis promoviere, aber ich war eigentlich zu bequem [und hatte die Aussicht auf eine Assistentenstelle]. Ich wurde 67 fertig und habe dann promoviert, dann Französisch in der Berlitz School gelernt. 1968 habe ich zum Glück schon einen Posten gehabt, sonst hätte ich mich stärker in der Studentenbewegung engagiert. Ich war beim VSStÖ, und dort Vertreter der Nicht-Linken. [Die ÖVP-Alleinregierung hat die Berufung von Stadler nicht unmöglich gemacht, aber] zwei Jahre aufgehalten. Da war ein Bruch, aber die Strukturen der Großen Koalition waren ja aufrecht. Jedlicka bekam Unterstützung von den Schwarzen, daher ist das bei ihm so glatt gegangen trotz seiner Nazivergangenheit.

Bezüglich Stadlers Linzer Professur: Ursprünglich war sicher Friedrich Heer der Repräsentant der linken Reichshälfte im Bereich der Geschichte, abgesehen vom Kreisky-Milieu. Weinzierl hat auch ihre Verdienste gehabt im katholischen Lager. Sie hat die Nazivergangenheit in ihrem Milieu sehr kritisch aufgearbeitet. Sie war sehr stark kirchlich verankert, wurde aber in diesem Milieu auch heftig attackiert. Weinzierl, Jedlicka, die sozialdemokratische Basis [Stadler] und Steiner, das sind die vier Gründungspersonen, die wirklich wichtig waren.

Das Konzept für Linz war auch ein großkoalitionäres, das wurde von Fröhler und Strasser⁸³ erstellt. Rudolf Strasser war Kammeramtsdirektor der Arbeiterkammer OÖ, beide waren Juristen, Strasser Arbeitsrechtler und Fröhler Öffentlich Rechtler. [...] Es war eine Koalitionsgründung. Aber auch die regionale Expansion der Universitäten war ganz wichtig für meine Generation und auch für Stadler selber, weil er zu dieser Zeit hineingekommen ist, als Rudolf Strasser in der linken Reichshälfte darauf gedrängt hat, dass eine Geschichte und Zeitgeschichte [in den Studiengängen] dabei sein sollte. Außerdem war Politische Bildung für die beginnende sozialdemokratische Reformphase wichtig und daher hat man einen Lehrstuhl für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte vorgesehen, um auch die Verfas-

⁸³ Ludwig Fröhler (1920–92), deutscher Wirtschaftswissenschaftler und Professor für Öffentliches Recht in Linz 1965–90; Rudolf Strasser (1923–2010), leitender Arbeiterkammer-Angestellter in Linz und Professor für Arbeits- und Sozialrecht in Linz 1965–93.

zungsgeschichte abzudecken und wahrscheinlich auch im Hinblick auf Sozialwissenschaft, Soziologie, Volkswirtschaft – Österreich war da nicht so wie die amerikanische, strukturfunktionalistische Schule. Heer war als Professor vorgesehen, das muss aber schon vor 1966 gewesen sein [...].

Heer wollte nicht aus Wien weggehen wegen seiner Bindung an Wien. Heer war auch der Mann von Broda und hat sich in dieser Zeit schon zur Zeitgeschichte hingewendet gehabt. Heer war letztlich auch der große [stille] Gegner Jedlickas, es waren zwar beide innerhalb der ÖVP, wo es die kleine Heer-Fraktion gegeben hat und die Jedlicka-Fraktion, die auch nicht sehr groß war. Ich glaube, dass Heer, vielleicht in einem oder mehreren Gesprächen mit Broda, Stadler vorgeschlagen hat. Heer, Broda und Stadler kannten sich aus der Widerstandszeit, aus 38, obwohl Heer nicht wie Stadler und Broda zur [angeblich trotzkistischen] „Ziel und Weg“-Gruppe⁸⁴ gehörte [...]

Der Linzer Lehrstuhl sollte [ganz am Anfang] dieselbe Orientierung haben wie die Wiener Sozialgeschichte. Diese war eine Sozial- (Alfons Dopsch etc.) und Kulturgeschichte und diese Professur sollte in Linz Kultur- und Sozialgeschichte sein, maßgeschneidert auf Heer [...]. Heer hat gesagt, nein, das macht er nicht – und jetzt komme ich zu Stadler [zurück]. Dieser Lehrstuhl Kultur- und Sozialgeschichte sollte [dann] geteilt werden, weil Stadler nur Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte machen wollte, während die Kulturgeschichte jemand anderer übernehmen sollte [...]. Das wurde dann so geteilt, dass eine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte nach dem klassischen Wiener Muster eingerichtet wurde und die Zeitgeschichte und die politische Geschichte ist für Stadler geblieben. Und durch diese Teilung ist das Tandem Otruba – Stadler entstanden [...]. Und obwohl Otruba⁸⁵ als Linkskatholik gegolten hat, hatte er wegen seines umstrittenen Buchs über den Jesuitenstaat in Paraguay große Probleme gehabt. Da Österreich damals so konservativ und so reaktionär gewesen ist, wurde er sogar verdächtigt, Kommunist zu sein. Dies hat mir Otruba erzählt – das glaubt man gar nicht mehr –, also für mich war er ein Vertreter der ÖVP. Und in diesem geistigen Milieu musste sich die Sozialdemokratie geschichtspolitisch etablieren.

So trat ich Anfang Mai 1968 meinen Dienst an als Assistent an der neu errichteten Lehrkanzel (So hießen Lehrstühle noch in Österreich!) von Prof. Karl R. Stadler, der wenig später definitiv aus England, wo er bis zuletzt als Senior Lecturer gelehrt hatte, ankam und das Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte als Vorstand übernahm. Ich war hier zunächst „Aufbauassistent“, sozusagen „Mädchen für alles“.

Die Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (ab 1975 Johannes Kepler Universität) Linz war eine erst 1966 gegründete neue Universität Österreichs. Dem waren lange politische Überlegungen und Pläne vorausgegangen, hier etwas wie eine Technische Hochschule zu errichten, die den Bedürfnissen der regionalen wirtschaftlichen Schwerpunkte dienen sollte. Während der NS-Periode war in „Oberdonau“, besonders in der Gauhauptstadt Linz, durch die Kriegswirtschaft eine beschleunigte industrielle Entwicklung in Gang gesetzt worden, die

⁸⁴ Wirth, Broda, 75–79.

⁸⁵ Gustav Otruba (1925–94), Wirtschaftshistoriker aus Wien, Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Linz 1967–86.

nach 1945 fortgesetzt wurde (vor allem mit VOEST und Chemie-Linz AG). In der Phase des beginnenden wirtschaftlichen Aufschwungs und des steigenden Reformdrucks wurden diese Pläne konkreter, Politiker und Interessenvertreter der ÖVP und der SPÖ, die einen im Bundesland, die anderen in der Stadt Linz regierend, taten sich in guter gesamtösterreichischer Koalitionsmanier zusammen und streckten Fühler auch ins Ausland aus, auch zu von Österreich vertriebenen Sozialwissenschaftlern wie Paul Lazarsfeld und Adolf Sturmthal in den USA; sogar die Ford Foundation, die schließlich das Institut für Höhere Studien in Wien gründete, zeigte (anfangs) Interesse. In Linz sollte eine sozialwissenschaftliche Einheits-Hochschule entstehen, die nach amerikanischen und deutschen Vorbildern Natur-, Sozial- und technische Wissenschaften vereinte, „flache Hierarchien“ und Campus-Charakter aufwies und ein lebens- und studienmäßiges Nahverhältnis von Lehrenden und Studierenden ermöglichte.⁸⁶ (Dieses weiterwirkende Arrangement dürfte mitverantwortlich gewesen sein, dass ich Tee-Seminare und „Socials“ mit meinen fortgeschrittenen Studierenden am Ende meiner Lehrveranstaltungen einführte und ab 1980 nach Salzburg und Wien mitnahm.)

Jedoch erst als eine Delegation von hochrangigen ÖVP-Politikern aus den USA zurückkehrte und berichtete, dass dort Sozialwissenschaften nicht den Beigeschmack von „sozial“, „Sozialismus“, „links“ u. Ä. hätten, wie viele österreichische Konservative glaubten, wurden die Weichen in Richtung des endgültigen Namens der Hochschule gestellt. Für die neue Sozial- und Wirtschaftswissenschaftliche Hochschule wurden auch eine Juridische und eine Technische Fakultät vorgesehen. Auch die Große ÖVP-SPÖ-Koalitionsregierung in Wien (bis 1966) konnte trotz mancher Widerstände für die Pläne dieses in Österreich unkonventionellen Hochschultyps interessiert werden, und während der Periode der ÖVP-Alleinregierung (1966-70) wurden die Planungen sogar beschleunigt. Nachdem auch eine Junktimierung mit einer auf Geisteswissenschaften ausgerichteten Universitätsgründung in Salzburg durch unterschiedliche Schwerpunktsetzungen überwunden worden war, war noch immer etwas von dem ursprünglichen „Linzer Modell“ übrig geblieben. Es wurde von kräftigen finanziellen Zusatzförderungen von Land und Stadt gestützt und jahrelang von dem großkoalitionären Gründer-Tandem Fröhler-Strasser, in wechselnden Rollen als Rektor und dessen Vize, umgesetzt und modifiziert. So konnte man, im bewussten Gegensatz zu vielen bestehenden Universitäten Österreichs, auch in einem beträchtlichen Ausmaß ausländische Professoren anziehen.

In dieses einigermaßen (für Österreich seltene) internationale und reformoffene Milieu am Rande der Industrie- und Handelsstadt Linz wurden – wiederum nach einem großkoalitionären Tauziehen hinter den Kulissen – das „rote“ Institut Stadlers, hinter dem vor allem Christian Broda stand, und das Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte des ÖVP-nahen Professors Gustav Otruba etabliert. (Die personenbezogene Terminologie entspricht den weithin noch herrschenden hierarchischen universitären Ordnungen, die selbst bei Stadler, allerdings angelsächsisch stark gemildert, nachwirkten. Im Übrigen waren auch andere strukturell und thema-

⁸⁶ Hanns Kreczi, Vom Technischen Studium zur Reformuniversität Linz, in: Linz aktiv 60 (Herbst 1976), 25f.; ders., Der Linzer Hochschulfonds. Werden und Aufbau der Johannes-Kepler-Universität Linz, Linz [1976], I/13-29.

tisch verwandte und innovative Institute, wie das von Erika Weinzierl und Michael Mitterauer, anfangs durchaus „monokephal“. Beide „Geschichten“ waren an der Linzer Uni die damaligen „Orchideenfächer“ und nicht als allgemeine Pflichtlehrveranstaltungen in die regulären Studiengänge eingebaut. Das ließ den Stadler-Assistenten mehr Zeit für eigene selbständige Forschung, aber auch zur Weiterbildung und zu politischem und erwachsenenbildnerischem Engagement, mehr als sonst üblich.

Das neue Berufsfeld einer Universität, das sich von meiner Wiener Erfahrung deutlich abhob, kam mir zuerst fremd und doch faszinierend vor. Es war etwas ganz anderes als die Tätigkeit in einem Zeitungsarchiv mit langen Regalreihen im Keller, aber auch ganz anders als eine Höhere Schule, für die ich ursprünglich zu studieren begonnen hatte.

In den Linzer Campus, der noch von wenigen Beton-Glas-Gebäuden im spartanischen Stil der 1960er Jahre und einem kleinen Renaissance-Schlösschen am Waldrand mit viel Park, Grün und einem streng rechteckigen Teich gebildet wurde, platzten 1968 zwei weitreichende Ereignisse, die geographisch nicht vor Ort lagen, doch mich politisch-emotionell sehr bewegten. 45 Jahre später erzählte ich dem Linzer Sozialhistoriker Michael John davon:

Mitte Mai war der Aufstand in Paris, da kommt alles ins Rutschen. Das ist eine Veränderungssituation gewesen, nicht nur für mich selber. [Ich hatte in der heute unvorstellbar prüden und rigid-provinziellen männerdominierten Welt eines stockkonservativen CV-Studentenheims am Campus vorübergehende ein Zimmer bekommen, ohne für Frau und Kind die Türe nur öffnen zu dürfen, was mich innerlich gewaltig empörte.] Die katholischen Studenten [im Heim] in der Altenbergstraße haben getobt, als sie die Bilder im Fernsehen gesehen haben, wie die Polizei geprügelt hat – ganz sympathisierend mit den Pariser Studenten, alle, nicht nur der Botz, auch die katholischen, alle waren studentensolidarisch, jedenfalls eine Zeitlang. Und das hat uns mobilisiert und danach auch geprägt, nicht nur auf der Linken, sondern auch im konservativen Milieu und in den reformkatholischen Studentengemeinden, mit denen ich damals sympathisierte.⁸⁷

Im Sommer habe ich mit Familie, Zelt und Auto die letzten Hieroglyphen der Studentenrevolte an den Boulevards des Quartier Latin bestaunt. Wieder zurück, campierte ich, bevor wir eine erschwingliche Wohnung in Linz fanden – auch als demonstratives Zeichen – nahe der Uni bis Herbst am Waldrand neben der alten Pferdebahntrasse. John erzählte ich:

Da kam am 21. August aus dem kleinen Batterie-Radio die Meldung von der Intervention in Prag. Das hatte ich schon früher befürchtet, doch hatte ich schon in Wien auf den Prager Frühling und den Reformkommunismus, ohne jemals Kommunist zu sein, große Hoffnungen gesetzt. Bis in die 1970er Jahre hinein blieb ich engagiert in Unterstützungsaktionen für dissidente Historiker,⁸⁸ deren zunehmende

⁸⁷ John, Interview, 4.6.2013.

⁸⁸ Bedřich Loewenstein (geb. 1929, tschechisch-deutscher Historiker in Prag, 1969 Berufsverbot, 1979–2004 Professor an der FU Berlin), das arg verfolgte Historiker-Ehepaar Gajan: Koloman Gajan (1918–2011), ehemaliger KZ-Häftling, Neuzeithistoriker, als Prof. 1969 von der Karlsuniversität Prag entlassen und Alena Gajanová (geb. 1922), als Historikerin vom Histori-

Diskriminierung und Verfolgung manchen meiner Kollegen zu einer Lektion in angewandtem Antikommunismus hätte werden können.

Überhaupt waren für mich die Jahre 1966/67/68 neben den steigenden Erwartungen und dem sich Auskristallisieren von neuen Ideen auch Jahre der politischen Katastrophen, und erst aus dieser Dialektik konnten die gesellschaftlich-politischen Veränderungen und „Revolutionen“, die durch ganz Europa (und in andere Kontinente) liefen und auch in Österreich spürbar wurden, ihre Wirkung entwickeln. Es gab 1966 den Bruch in der Großen Koalition im kleinen Österreich und die Angst vor einer Rückkehr der politischen Konflikte der 1930er Jahre, dann im April 1967 den Putsch der Obristen in Griechenland, denen zum großen Leid meiner Frau auch mein Schwiegervater dienstlich und politisch nahestand, und gerade während meiner Doktoratsprüfungen den Sechstage-Krieg im Nahen Osten. Waren es in den frühen 1960er Jahren „Ostermärsche“ und Friedenspolitik, die mich anzogen, so traten allmählich gesellschafts- und demokratiepolitische Anliegen und Demonstrationen gegen Diktaturen in den Vordergrund. Michael John erzählte ich davon:

Ich habe ja jederzeit einen Atomkrieg befürchtet, ich bin da am 21. August 1968 im Zelt gesessen und habe überlegt, ob ich die Familie von meiner Mutter abholen soll – wir fahren ins Salzkammergut mit seinen Salzbergwerken. Schon 1967 genau dasselbe, Atomkrieg habe ich damals jederzeit für möglich gehalten. – Ich gehöre zu einer Generation, und nicht nur ich, die fast täglich an die Kriegs-Ausbruchsfahr gedacht hat. Das vergisst man heute. [...] Das Gefühl des Zukunftspessimismus ist [bei mir und der von den Nachwirkungen der Kriegserfahrung geprägten Generation] erst im Laufe der 70er Jahre gebrochen.

Aus dieser gespaltenen Zukunftssicht ist auch der Reformwille hervorgegangen, für mich zunächst besonders an den Hochschulen. Die 68er-Bewegung ist dann in die Kreisky-Reformen eingebaut worden: Pazifismus, Anti-Bundesheer-Volksbegehren und antiautoritäre Welle, neue Definition von Sexualität und Familie, neue Wirtschaftspolitik, betriebliche und universitäre Mitbestimmung, was viele in der SPÖ lange nicht wollten, „Basisdemokratie“!⁸⁹

Ich bin daher dem Linzer Assistentenverband beigetreten und wurde schon 1969 dessen Vorsitzender. Die Linzer Hochschule (Universität) hat damals schon zwei Assistentenvertreter in das Fakultätsgremium kooptiert, ich war einer davon. Daraus habe ich früh einen gewissen Einblick bekommen, wie es im Inneren der entstehenden Universitätsselbstverwaltung aussieht. Von der Vertretung von Berufsgruppeninteressen sind einige Kollegen und ich bald in die schon anlaufende Hochschulreformpolitik⁹⁰ gekommen. Gerade weil einige Assistentenkollegen bei besonders liberalen Professoren wie Stadler, Kurt Rothschild und Erich Bodzenta waren, konnten wir uns stark engagieren und auch für andere sprechen: *Wir haben uns geärgert über die Ausbeutung von Assistenten, die damals stattgefunden hat.*

schen Institut in Prag entlassen und Jiří Hájek (gest. 1982), Arbeiterbewegungshistoriker, ein Überlebender des Slánský-Prozesses, namensgleich mit dem ČSSR-Außenminister).

⁸⁹ John, Interview, 4.6.2013.

⁹⁰ Vgl. Heinz Fischer (Hg.), Versäumnisse und Chancen. Beiträge zur Hochschulfrage in Österreich, Wien 1967.

Gemeinsam mit einigen Ökonomen, Juristen, Soziologen⁹¹ und Statistikern haben wir bei einiger Skepsis gegen Hausberufungen ein radikales Forderungsprogramm, strenge Drittelparität, Abschaffung von Qualifikationsstufen, rationale Entscheidungen durch alle Gremien, utopisch wie nur was, durchgebracht.

Darin war auch als eine Art Grundsatzerklärung, die ich auch mit einem meiner Wiener reformkatholischen Freunde in der ÖVP formulierte, festgehalten:

Im Wissenschaftsbetrieb soll prinzipiell jedem so viel Gewicht der Stimme beigemessen werden, als ihm Argumente zur Verfügung stehen. Daraus ergibt sich die grundsätzliche Gleichheit von Lehrenden und Lernenden auf der Basis rationaler Argumentation. Dieser Grundsatz impliziert den breiten Zugang aller so Qualifizierten zu allen Funktionen an den Hochschulen. Ihre Ausübung soll, um dem Prinzip der Objektivität eher gerecht zu werden, einer öffentlichen Kontrolle unterzogen werden.⁹²

Dazu hat mir der langjährige Assistent und Präsident der Universität Hamburg, Peter Fischer-Appelt, gratuliert, obwohl manche unserer Forderungen, so vernünftig sie damals schienen, sich später als verfehlt oder überzogen herausstellten. An dem utopisch-optimistischen Rationalismus habe ich später als Professor noch „gelitten“. Einiges davon ging auch ab 1970 in den Hochschulreformprozess der SPÖ-Regierung ein, und ich wurde einer von „2000 Experten“ in Kreiskys großem Reformprogramm. Nachdem ich gemäß dem jährlichen Rotationsprinzip aus der Assistentenfunktion ausgeschieden war, wurde ich Vorsitzender des lokalen Bundes Sozialistischer Akademiker, wo ich versuchte, mich weiterhin für Hochschulreform und aufmüpfige Studenten einzusetzen. Doch dabei zeigte sich bald die Limitierung von politischen Idealvorstellungen, die etablierten Partei- und Interessenorganisationen immanent ist. Das war für mich genug der organisierten Politik. Ich übergab nach einem Jahr meine Funktion an einen aus dem Ausland zurückgekehrten Assistentenkollegen und wandte mich verstärkt wieder meinen wissenschaftlichen Arbeiten zu: Distanzierung vom Engagement.⁹³

Stadler, der politischen Aktivitäten seiner Mitarbeiter durchaus wohlwollend gegenüber stand, weil sie ihn an seine eigene Jugend erinnerten, und der mit seiner Frau Regina für einige von uns, obwohl wir verheiratet waren, eine Art zweiter Familie darstellte, drängte mich auf die Wiederaufnahme der liegengebliebenen Forschungen über die NS-Stadtgeschichte in Wien. Ich erinnere mich, dass er mir einmal sagte: „Lassen Sie das Politisieren etwas und konzentrieren Sie sich auf die Wissenschaft, da müsst ihr besser werden als die Anderen in der von Konservativen beherrschten Universität.“

⁹¹ Darunter: Ewald Nowotny (*1944), Prof. für Volkswirtschaft in Linz, dann Wien, österreichischer SPÖ-Politiker, seit 2008 Gouverneur der Österreichischen Nationalbank; Ingrid Nowotny, dessen Frau, Sozialrechtlerin und Sektionsleiterin im Sozialministerium in Wien; Manfred Rotter (*1940), Professor für Völkerrecht, Uni Linz sowie Laszlo Vaskocics (*1936) und Klaus Zapotoczky (*1938), beide wurden Soziologieprofessoren in Bamberg bzw. Wien.

⁹² Forderungskatalog der Linzer Assistenten zur Hochschulreform (beschlossen von der Mitgliederversammlung am 18. März 1979. Unter Mitarbeit von Wulf Böing, Gerhard Botz, Ingrid Nowotny, Manfred Rotter, Laszlo Vaskovics, Klaus Zapotocky), Typoskript ungedruckt, Linz 1969.

⁹³ Norbert Elias, Engagement und Distanzierung, Frankfurt a.M. 1987.

Das wurde für mich auch insofern prägend, da ich keinen längerfristigen „Lebensentwurf“ hatte und sich meine Karriere erst Schritt für Schritt und mit Weichenstellungen, die mir nicht immer sofort klar waren, entwickelte. Es genügte mir zunächst, dass der Professor, bei dem ich gelandet war, keinen Zweifel daran ließ, dass meine zwei- bzw. vierjährigen Anstellungsverträge wohl verlängert werden würden und nicht von vornherein auf „dead ends“ hinausliefen. Ja, „mein“ Professor begann sofort davon zu reden, welche Habilitationsarbeit ich schreiben wolle. Von meiner Wiener Projektzusammenarbeit her schätzte er mich offensichtlich als dazu fähig ein, ohne dass ich mir dessen – bei meinen wahrlich idealisiert hohen Ansprüchen an Wissenschaft und Universität – so sicher war. Nach den Vertragsverlängerungen kam die Habilitation, nach dem Dozenten-Status die Definitivstellung, dann eine a.o. Professur und – wie ich nach zehn Jahren dachte – vielleicht eine Professur, kaum in Wien, auf keinen Fall als Hausberufung an meiner Universität. Mein Appetit wuchs erst mit dem Essen.

Karl Stadler war in seiner Wiener Jugend schon vor und während seines Studiums sozialdemokratischer, dann kommunistischer Aktivist gewesen, 1938 nach England emigriert, hatte dort Geschichte weiter studiert und eine universitäre Karriere begonnen. Von dort brachte er nicht nur seine (links)sozialistische und eine tief österreichpatriotische Einstellung zurück, sondern auch bei aller (auch gezeigten) politischen Präferenz einen starken Willen zur wissenschaftlichen Toleranz und Strenge, wie ich das sonst nur bei Kurt Rothschild, Eric Hobsbawm und Ernst Wangermann beobachtet habe. Auch dafür erhielt Stadler hohe Anerkennung selbst von manchen politischen Gegnern. Er machte nur widerwillig und sich bei seinen Assistenten gelegentlich ausweinend die ihm abverlangten Koalitions-Spiele mit und schluckte später nur mühsam den Grant des alternden Kreisky hinunter.

Stadler, geboren 1913, war der älteste der schon genannten wichtigsten Gründer des Fachs Zeitgeschichte – neben Weinzierl, Jedlicka und Steiner; dazu kam später noch Rolf Steininger – und erwies sich als eine ungemein wohlwollende, durch keinerlei Konkurrenzängste vor aufstrebenden Jungen verzerrte Persönlichkeit, der mir (und auch seinen anderen Assistenten) nur soweit rechtlich zulässig übliche Assistentendienste wie Literatursuche, Expertisen, Abrechnungsverwaltung etc. abverlangte, nie das damals häufige Ghost-Writing für den Chef. Dafür gab er viele sich aus der andauernden Beobachtung der englischsprachigen Geschichtswissenschaft ergebende wertvolle Literaturhinweise und überließ uns immer wieder Aufsatz- und Buchvorschläge, die er nicht selbst ausführen konnte oder wollte.

Er lebte auch, der Offenheit der Kreisky-SPÖ entsprechend, überzeugend politische Toleranz (von bürgerlichen Demokraten und Sozialisten aller Versionen bis zu Kommunisten), trat zwar weniger durch international Aufsehen erregende Publikationen hervor, wohl aber brachten seine Bücher in die konservative Flaute, die noch an vielen Ecken des entstehenden Faches Zeitgeschichte herrschte, frischen Wind, wie der sonst „schwierige“ Salzburger Neuzeithistoriker Fritz Fellner in einer Rezension anmerkte.

Stadler, ein unermüdlicher Reform-Arbeiter auf verschiedenen Baustellen, zeichnete sich als Institutionengründer und Anreger und Berater in einem breiten Feld von linker und demokratischer Wissenschaftspolitik aus, durch persönliches Incentive-Geben und Fördern der Mitarbeiter, unter denen Frauen lange Zeit nur als Sekretärinnen vorkamen. Er hat auf die meisten seiner Assistenten nachhaltig cha-

rismatisch gewirkt. Die Neuzeithistorikerin Helene Maimann, die sich bald als prominente Ausstellungsmacherin und Fernsehdokumentaristin zu profilieren begann, war lange Zeit die einzige Frau in Stadlers engerem Team und über Projekte in Wien dem Linzer Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung kooptiert. Sie bezeichnete Stadler einmal als einen „richtigen Türöffner“.

Die Forschungs- und Öffentlichkeitswirksamkeit des Stadler-Instituts war dadurch stark aufgewertet worden, dass ihm ein außeruniversitäres Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung (LBIAB) übertragen wurde. Es war das erste geisteswissenschaftliche Institut der Ludwig Boltzmann-Gesellschaft (LBG), weitere sollten in den nächsten drei Jahrzehnten folgen. Mit solchen außeruniversitären Forschungsinstituten intendierte die ursprünglich SPÖ-nahe LBG – entfernt dem Vorbild der Max Planck-Institute folgend – die Einrichtung von Forschungsrichtungen, die an den traditionellen Universitäten (noch) keinen Platz hatten. Vor allem wurden Institute für medizinische und naturwissenschaftliche Spezialgebiete eingerichtet. Neben dem wissenschaftspolitischen Zweck sollten dadurch auch Wissenschaftler und Fächer mit sozialdemokratischen Orientierungen in die dominant politisch-konservativen Universitäten eingeführt werden.



Das Team des Stadler-Instituts in Linz 1978: sitzend von links nach rechts: Karl R. Stadler, Renate Krösslhuber, Renate Steindl; stehend: Gerhard Botz, Herbert Schnetzing, Josef Weidenholzer, Helmut Konrad, Hans Hautmann.

Die Forschungsprojekte und Publikationsmöglichkeiten, die innerösterreichischen und internationalen Kontakte und die Anbindung an geschichtspolitische und politisch-bildnerische Aufgaben der Sozialdemokratie schufen für mich in Linz und für die andern, binnen weniger Jahre hinzu kommenden Assistenten – weniger für den am Rande stehenden Hans Hautmann⁹⁴ – ungewöhnlich gute Chancen. Das waren

⁹⁴ Hans Hautmann (*1943). Historiker der Arbeiterbewegung, a.o. Professor an der Univ. Linz.

vor allem Helmut Konrad⁹⁵ und Josef Weidenholzer⁹⁶ sowie die nach meiner Zeit noch nachkommenden Kollegen Reinhard Kannonier und Gabriella Hauch, Angehörige schon einer neueren, jüngeren Generation (im weitesten Sinne) SPÖ-naher Historiker- bzw. Sozialwissenschaftler.

Eine Linz-ähnliche gesellschaftspolitisch „progressive“ Konstellation scheint auch im linkskatholisch grundierten kirchlich-universitären Institutsverbund um Erika Weinzierl (damals in Salzburg)⁹⁷ existiert und während der Kreisky-Ära zu einer Annäherung an die „Rote Reichshälfte“ geführt zu haben.

Intellektuell wurde für mich und andere Stadler-Assistenten ebenso prägend,⁹⁸ dass Linz der Ort war, an dem – wegen seiner symbolischen Bedeutung für den „12. Februar 1934“ und der Aufgeschlossenheit seiner Arbeiterkammer – die Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung (ITH) seit 1965 ihre jährlichen Konferenzen abhielt. Von den Wienern Herbert Steiner und dem Staatsarchivar und Zeitgeschichtler Rudolf Neck geleitet versammelten sich hier, noch mitten im Kalten Krieg, linke, – meist sozialdemokratische und kommunistische – etablierte Historiker, bald auch Historikerinnen, aus West und Ost, um ideologie- und organisationsgeschichtliche Fragen abzuhandeln, manches Mal auch politische Streitgespräche auszutragen. Mehr oder weniger regelmäßig fanden sich dabei auch interessante Persönlichkeiten ein. Ich erinnere mich noch lebhaft an die Auftritte von Hans und Wolfgang Mommsen, Helga Grebing, Wolfgang Abendroth, Henryk Skrzypczak und Dieter Dowe aus der Bundesrepublik Deutschland, von Eric Hobsbawm, Ernst Wangermann und Richard Evans aus England, Georges Haupt und Félix Kreissler aus Frankreich, Ernesto Ragionieri aus Italien, Perez Merchav aus Israel und Anna Żarnowska und Jerzy Holzer aus dem reformoffenen Polen; einige starben relativ früh, mit anderen blieb ich lange im Kontakt.

Wie Rudolf Neck mehrfach andeutete, war die ITH für Kreisky, der die Impulse zur Gründung der ITH gegeben hatte, auch ein Instrument zur „subkutanen“ Pflege von Kontakten besonders zu südosteuropäischen kommunistischen Regierungen, parallel zur Ostpolitik Willy Brandts und diese unterstützend. Jahrelang nahm ich die oft (gespielt) dogmatisch auftretenden KP-Historiker, vor allem aus der DDR, in Kauf, um sozialdemokratische und undogmatisch-kommunistische Wissenschaftler aus der Bundesrepublik Deutschland und anderen westlichen Ländern zu treffen

⁹⁵ Helmut Konrad (*1948), Historiker, seit 1984 Prof. für Zeitgeschichte an der Univ. Graz, (Co-) Leiter des Ludwig Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung bzw. Gesellschafts- und Kulturgeschichte, 1993–1997 Rektor der Universität Graz.

⁹⁶ Josef Weidenholzer (*1950), Soziologe, seit 1983 Prof. für Gesellschaftspolitik und Sozialpolitik an der Univ. Linz, SPÖ-Politiker (Abgeordneter zum EU-Parlament), 1991–2015 Präsident der Volkshilfe Österreich.

⁹⁷ Erika Weinzierl (1925–2014), Historikerin, Vorständin des kirchlichen Instituts für Zeitgeschichte (Salzburg) und des Ludwig Boltzmann-Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften bzw. Geschichte und Gesellschaft (Salzburg-Wien), Professuren für österreichische Geschichte und Zeitgeschichte, ab 1969 an der Univ. Salzburg bzw. ab 1979 an der Univ. Wien, Gründerin der Zeitschrift „Zeitgeschichte“. Ich wurde zweimal ihr Nachfolger, 1980 in Salzburg und 1997 in Wien.

⁹⁸ Helmut Konrad, Von Linz aus. Die Formierung der österreichischen Zeitgeschichte, in: Berger/Dejnega/Fritz/Prenninger, Politische Gewalt, 47–58; Josef Weidenholzer, Querdenken als forschungsleitendes Prinzip, in ebenda, 35–47, hier 36f.

und ihre politischen und wissenschaftlichen Meinungen zu hören. Aus einem allmählich zahlenmäßig anwachsenden, freundschaftlich verbundenen Kollegenkreis um den ex-österreichischen französischen Historiker Félix Kreissler entstand eine abendliche Steh-Party, die meine Frau, nach Vorbildern, die ich aus Berlin mitgebracht hatte, einmal jährlich in unserer Campus-nahen Mietwohnung organisierte. Das wurde die Keimzelle für die später in Salzburg weitergeführten „Spargel-Parties“ mit griechischer Gastlichkeit bei uns zuhause. Hier fanden die eher formellen (und politisch kontrollierten) Gespräche auf der Konferenz eine Fortsetzung in einem persönlichen Gedankenaustausch. Die Linzer Konferenzen waren zweitweise eine nicht nur für Österreich einmalige Sternstunde des internationalen wissenschaftlichen und intellektuellen Austausches, der dem Institut Stadlers, der sich in der ITH selbst im Hintergrund hielt und seine Assistenten vorschickte, fast frei Haus geliefert wurde.

All das brachte in der Linzer Instituts-Agglomeration im Allgemeinen eine beachtliche Forschungsdynamik und die „Linzer Schule“, wie das Adam Wandruska zu unserem Wohlbehagen nannte, hervor. Dieser Begriff wurde auch von anderen aufgegriffen⁹⁹ und war vor allem gemünzt auf Helmut Konrad, Josef Weidenholzer und mich, aber auch auf Hans Hautmann, Reinhard Kannonier und Stadlers Nachfolger Rudolf Ardelt, der vom Weinzierl-Institut in Salzburg nach Linz berufen wurde.¹⁰⁰ Dazu stießen aus Salzburg später noch Gabriella Hauch als Professorin und eine Anzahl anderer junger Wissenschaftlerinnen.

Weniger Anteil hatte und nahm ich an einer anderen Eigenheit des Stadler-Instituts, was Helmut Konrad die „Brutstätte für akademische und politische Gestalter“ nannte. Er meinte damit völlig korrekt die Tatsache, dass zwei Jahrzehnte später – wie ich schätze – fünf ehemalige Angehörige aus dem Stammpersonal Stadlers als Dekane, Rektoren und Leiter anderer öffentlicher Bildungseinrichtungen erfolgreich tätig waren, wenngleich auch manchmal um einen wissenschaftlichen Preis. Und er übertrieb, mir freundschaftliche Komplimente machend:

Gerhard Botz hatte diese Sorgen nicht. Ihm kam keine Verlockung durch gesamtuniversitäre Leitungspositionen in die Quere. Dazu war und ist sein Temperament auch wenig geeignet. Noch immer kann er aufbrausen, seinem Ärger Luft machen, und noch immer ist er kein Mann der Kompromisse. Er hält Kurs, charakterlich und fachlich.¹⁰¹

Von einer langfristig mich verpflichtenden, über gelegentliche Anstöße oder Zwischenrufe hinausgehenden und organisatorisch bindenden Tätigkeit hatte ich mich tatsächlich schon Anfang der 1970er Jahre verabschiedet. Bevor ich meinen Arbeitsschwerpunkt auf Zeitgeschichte (besonders Nationalsozialismus und Gewalt) verlegte, hatten sich aus der Symbiose des Stadlerschen Universitäts- mit seinem Boltzmann-Institut Möglichkeiten und Aufgaben zur politischen Geschichte, Sozi-

⁹⁹ Günter Bischof, Vom Elend der österreichischen Geschichtsschreibung zum Kalten Krieg, in: Krammer/Kühberger/Schausberger, Blick, 390.

¹⁰⁰ Rudolf Ardelt (*1944), Historiker, Prof. für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Univ. Linz, (Co-)Leiter des Ludwig Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung bzw. Gesellschafts- und Kulturgeschichte, 2000-2007 Rektor der Universität Linz.

¹⁰¹ Konrad, Von Linz aus, 56.

al- und Historiographiegeschichte des 20. Jahrhunderts ergeben. Dazu war es schon gekommen, als ich den Bücher-Nachlass eines österreichisch-hamburgischen Anarchisten, Carl Dopf, sichten und ans Institut bringen konnte.¹⁰²



Nach der Arbeit am Anarchismus-Buch in Paris 1976: Michael Pollak (rechts außen Mitte), Maria Botz (2. von links) mit Pariser und Wiener Freunden

Zwar bekam ich dadurch einen plastischen Eindruck von der alternativen Subkultur in Deutschland nach der „Revolution“ von 1918/19, publizierte auch darüber und las voll Sympathie Eric Hobsbawms historisch-anthropologische Mikrostudien über „Sozialrebelln“.¹⁰³ Stadler, der das verfolgte und mich im Feld der Arbeitergeschichte verankern wollte, schlug mir dazu ein Habilitationsthema vor, das mir aber doch zu peripher erschien und mich über das LBIAB, das ich dann hätte leiten sollen, in eine organisatorische Abhängigkeit von der SPÖ gebracht hätte. Ich konnte aber umso leichter das mich faszinierende Thema des Arbeiter-Anarchismus an Michael Pollak, einen der begabtesten Soziologiestudenten, die in meine Lehrveranstaltungen in Linz kamen, übergeben. Er machte daraus seine wissenschaftssoziologische Abschlussarbeit,¹⁰⁴ ich durfte ihn zur Diplomprüfung – unter der

¹⁰² Siehe Gerhard Botz/Gerfried Brandstetter/Michael Pollak, *Im Schatten der Arbeiterbewegung. Zur Geschichte des Anarchismus in Österreich und Deutschland*, Wien 1977.

¹⁰³ Eric J. Hobsbawm, *Sozialrebelln. Archaische Sozialbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert*, Neuwied a. Rh. 1962.

¹⁰⁴ Michael Pollak, *Religiöse Sozialisation, politisches Handeln und Weltanschauung, dargestellt am Leben des Anarchisten Carl Dopf*, in: Gerhard Botz/Gerfried Brandstatter/Michael Pollak,

Oberaufsicht von Stadler und des Studienkommissionsvorsitzenden, Fürstenberg – examinieren und er wurde ein wichtiger Gesprächspartner und Freund, von dem ich bald mehr lernte, als er von mir. Da er bald darauf nach Paris ging und dort bei Bourdieu weiter studierte und einer von dessen wichtigsten Mitarbeitern in den *Actes de la recherche en sciences sociales* wurde, erschloss sich auch für mich ein früher Zugang zur Soziologie Bourdieus und seines Kreises.

So begann ich auch einige Semester lang in Linz Lehrveranstaltungen aus Soziologie, vor allem bei Fürstenberg, und aus Sozialstatistik bei Gerhard Armingier¹⁰⁵ zu besuchen. Den Blick auf diese Nachbarwissenschaften öffneten mir ganz pragmatisch konkrete Forschungsfragen zur Gewerkschafts- und Ideengeschichte der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, als Josef Weidenholzer als Vierter der „Stadler-Boys“ an das Stadler-Institut kam. (Reinhard Kannonier¹⁰⁶ und Gabriella Hauch¹⁰⁷ kamen erst nach meinem Weggang ans Institut.) Linzer und Wiener Kollegen wollten sich lange nicht entscheiden, ob Weidenholzer Soziologe oder Historiker war. Die Öffentlichkeiten der beiden Fächer, zwischen denen er stand und die die „Interdisziplinarität“ propagierten, wollten das lange gar nicht honorieren. Unter Bezugnahme auf westliche Sozialwissenschaftler versuchte er eine einheitliche Gesellschaftswissenschaft zu betreiben und Geschichte und Sozialwissenschaften, die sich damals – im Gegensatz zu der Zeit 20 Jahre später – aufeinander zubewegten, zu integrieren. Das prädestinierte ihn geradezu, später zum Gründer der wissenschaftlichen Sozialpolitik in Linz zu werden, und dieses neue Fach aus dem Milieu eines spät- und nach-Spannschen Gesamtheitsdenkens zu holen. Mit ihm entstand ein intensiver freundschaftlicher und um Reformsozialdemokratie kreisender Gedankenaustausch, der für mich mehr als bloß eine Facette im wissenschaftlichen Umfeld der Institute Stadlers und danach bildete.

Wir entdeckten das „Rad“ der austromarxistischen Theorien für die Geschichtswissenschaft neu, mit und gegen Norbert Leser,¹⁰⁸ der eben sein großes Buch über den Austromarxismus herausgebracht hatte; für mich war vor allem Otto Bauer faszinierend, für Konrad Max Adler, für Weidenholzer die in Österreich noch fast vergessene Marienthal-Studie; und Hautmann hielt unbeirrt an Lenin fest. Auch Hobsbawm und E.P. Thompson, Francis L. Carsten, Georg Iggers, Ernst Wangermann und andere westliche angelsächsische „linke“ Historiker und Sozialwissenschaftler waren bei uns fast täglich ein Thema im Tür-zu-Tür- oder Kaffeepausen-Gespräch. Dazu hatten wir auch prominente Vortragende und Professoren zu Gast,

Im Schatten der Arbeiterbewegung. Zur Geschichte des Anarchismus in Österreich und Deutschland, Wien 1977, 119–168.

¹⁰⁵ Friedrich Fürstenberg (*1930), Arbeits-, Industrie- und Religionssoziologe, Prof. für Soziologie in Clausthal-Zellerfeld, 1966–81 an der Univ. Linz; Gerhard Armingier (*1949), Soziologe, Sozialstatistiker, Univ.-Assistent an der Univ. Linz, Lehrender an den „Quantkursen“, 1978–2014 Professor an der Bergischen Universität Wuppertal.

¹⁰⁶ Reinhard Kannonier (*1947), Historiker, Publizist, Co-Leiter des Ludwig Boltzmann-Instituts für Gesellschafts- und Kulturgeschichte in Linz, seit 2000 Rektor der Kunstuniversität Linz.

¹⁰⁷ Gabriella Hauch (*1959), Historikerin, Co-Leiterin des Ludwig Boltzmann-Instituts für Gesellschafts- und Kulturgeschichte in Linz, seit 2011 Professorin für Geschichte der Neuzeit/Frauen- und Geschlechtergeschichte an der Univ. Wien.

¹⁰⁸ Norbert Leser (1933–2014), Sozialphilosoph und Politikwissenschaftler, Schwerpunkt Sozialismus, Professor an den Universitäten Salzburg und Wien.

mit denen die Assistenten historisch-fachliche oder weltpolitische Fragen diskutierten und über die amerikanische Südostasienpolitik streiten konnten. So bildete sich ein wissenschaftliches Soziotop, das nicht nur in Diskussionen, Streitgesprächen und fachübergreifender Lehre und in Publikationsvorhaben bestand, sondern sich auch in gemeinsamen Wanderungen, Schiurlaubs und Einladungen, oft mit den Stadlers, festigte. In einer gewissen Weise wurden vor allem Konrad, Weidenholzer und ich Teil der „wahlverwandten“ Familie, deren emotionelles Gravitationszentrum seine Frau Gina war, und wo manche Spitzenpolitiker der Regierung Kreisky zu Besuch kamen. Stadler hat uns, wie in der alten Ordinarienuniversität nicht unüblich, als intellektuelle Söhne angesehen. (Übrigens war es in der „intellektuellen Familie“ Weinzierl nicht viel anders und führte auch dort zu latenten Konflikten.) 2012/13 erzählte ich Michael John darüber:

Ich hab [...]mich dann ganz gern gelöst und das dem Konrad übergeben. Der Konrad war dann seine linke Hand, ich war die rechte Hand vom Stadler, wie er gesagt hat, weil ich natürlich, als Konrad gekommen ist, mehr noch Administration gemacht habe. Ich habe das ganz gern gemacht, aber ich wollte selbständig werden, als ich auf ein Humboldt-Jahr gegangen bin, 1976/77, da musste man sich natürlich aus dem engen Milieu lösen, aber ich war nicht unglücklich.

Es fällt mir schwer, diese – sicher nur einige Jahre – ungetrübt währende Idylle nicht allzu sehr zu idealisieren, aber ich bin mir gewiss, dass diese fast familienbetrieblich-handwerklich anmutende Lebens- und Arbeitsweise alle länger in diesem „Teich“ schwimmenden Assistenten lebenslanglich geprägt hat, auch wenn das heute – leider – gesamtuniversitär als passé angesehen wird.

Ich meine tatsächlich, dass es hier ansatzweise gelungen ist, interdisziplinäre Ansätze umzusetzen, in denen „Historiker mit Nationalökonomien, Soziologen wie Politologen und Staatswissenschaftlern zusammenwirken“.¹⁰⁹ Dabei kam meinen eigenen Arbeiten zugute, dass Nationalökonomien wie die damaligen Assistenten Ewald Nowotny und Egon Matzner und Assistentenkollegen in der Soziologie wie Hermann Denz und der schon genannte Gerhard Arminger ebenso wie in der Rechtswissenschaft bzw. Politologie Manfred Rotter und Helmut Widder räumlich nur einen Katzensprung entfernt waren.

Die von uns in Abständen von fünf Jahren herausgegebenen Festschriften dokumentieren die wissenschaftlichen Entwicklungsschritte dieses durch seine Produktivität und Innovationsfähigkeit auf ganz Österreich ausstrahlenden Projekts; die Ausgangslage spiegelte sich im Inhaltsverzeichnis der (parallel zu Bielefeld, aber ohne vom dortigen Zeitschriftenprojekt zu wissen) „Geschichte und Gesellschaft“ (1973) genannten Festschrift, die noch einer „Honoratioren“-Versammlung glich; sie meldete sich unüberhörbar 1978 in der schon sozial-, gesellschafts- und kulturgeschichtlich geprägten „Bewegung und Klasse“ an, die von bereits zur nächsten Generation gehörenden HistorikerInnen und SozialwissenschaftlerInnen geschrieben wurde, und dieser wissenschaftliche Aufschwung mündete schließlich in die

¹⁰⁹ Siehe den (zum Teil mit mir formulierten) Außentext des ersten Bandes der Schriftenreihe des LBIAB in: Gerhard Botz, Die Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich. Planung und Verwirklichung des politisch-administrativen Anschlusses (1938–1940), Wien 1972.

„Geschichte als demokratischer Auftrag“ (1982) der schon an die Tore der wissenschaftlichen oberen Ränge klopfenden Kernmitglieder des Stadler-„Clans“.¹¹⁰

Stadler und das Linzer Umfeld haben uns den Blick weit hinaus über den Österreich-Zentrismus geöffnet, der damals bei den meisten österreichischen Zeitgeschichtlern herrschte. Eine Schlüsselerfahrung für die Linzer „Viererbande“ – Botz-Konrad-Weidenholzer-Maimann – dürfte 1973 das Kölner Seminar der Bundeszentrale für politische Bildung geworden sein, bei dem wir nicht nur *face-to-face* auf Wehler, Kocka und Koselleck getroffen und tief beeindruckt weggegangen sind, sondern auch (bei einem Aufenthalt im Ausland!) drei Wiener Gleichgesinnte – Gernot Heiß, Edith Saurer und Michael Weinzierl – gefunden haben.

Karl Stadler hat mir und anderen – Helmut Konrad und Josef Weidenholzer –, einen Draht zunächst nach Großbritannien, dann auch nach Amerika gelegt. Er hat bei dreien seiner Assistenten geradezu eine Liebe zu dem damals Labour-regierten England geweckt. Wir haben angefangen, nach britischer Tradition und Brauweise Tee zu trinken, und sind schließlich nach England gefahren. Dort konnten wir auch in der Familie der Tochter Stadlers, Jean Pritchard, die mit einem Physiker in Colchester verheiratet war, freundliche Aufnahme finden, was eine Teilnahme an universitären Weiterbildungskursen der University of Essex erleichterte.

So hab ich dann für uns neue historische Methoden gesehen, die englische Sozialgeschichte, auch die mit dem Computer betriebene quantifizierende Geschichte. In England haben sich solche Innovationen auch oft an Randuniversitäten entwickelt, etwa an der University of Essex. Und das war (wie in Linz) eine Neugründung, eine Reformuniversität, in der ich mich sehr wohl gefühlt und Methoden Summer Schools absolviert habe.

Aber in Colchester wurde nicht nur quantitative History, sondern auch *Oral History* unterrichtet und der Gründer dieser kontrastierenden, neuen historischen Methode, Paul Thompson,¹¹¹ hat hier gelehrt. Von hier brachte ich 1978 *Oral History* als Ergänzung der von mir schon seit einigen Jahren betriebenen Quantifizierung „light“ in der Geschichte mit und konnte so – mitten im Habilitierungs-Stress – das Konzept einer „Zeitgeschichte zwischen Quantifizierung und ‚Oral History‘“¹¹² bei der 10-Jahres-Feier des LBIAB vorstellen. Das wurde auch das Thema meiner Antrittsvorlesung in Salzburg.¹¹³ Aber in Linz habe ich schon 1978 einen weiteren Grundstein für meine Tätigkeit als Professor in Salzburg ab 1980 gelegt und dorthin mitgenommen: die „Quantkurs“ genannte Einführungsveranstaltung für bereits als Historiker und Historikerinnen arbeitende Interessierte aus ganz Österreich.

Insgesamt war Linz [in den 1970er Jahren] eine meiner produktivsten Zeiten. Als Oberösterreicher hatte ich nichts gegen Linz gehabt, der Campus ist mir zwar

¹¹⁰ Siehe dazu die Bibliographie in dem zur Erinnerung an Stadler herausgegebenen Sammelband von Rudolf G. Ardelt/Hans Hautmann (Hg.), *Arbeiterschaft und Nationalsozialismus in Österreich*, Wien 1990.

¹¹¹ Paul Thompson (geb. 1935), brit. Soziologe und Sozialhistoriker, Pionier der *Oral History*, 1964 *Lecturer*, 1988 *Research Professor* für Soziologie an der University of Essex.

¹¹² So der Titel meines Vortrags, siehe in: Karl R. Stadler (Hg.), *Rückblick und Ausschau*, Wien 1978, 29–48.

¹¹³ Siehe den ersten Teil meines Beitrags in diesem HSR Supplement 28: *Neueste Geschichte zwischen Quantifizierung und „Mündlicher Geschichte“*: [1978/1988], 373–397.

ein bisschen wie ‚Wald- und Wiesen‘ vorgekommen, doch dann habe ich es genossen, wie ich in der Nacht geschrieben habe bis 3 Uhr, 4 Uhr. Direkt vor dem Wohnhaus ist ein Getreidefeld, der Roggen blüht, und in der Früh bin ich mitten aus der intellektuellen Arbeit ins Institut gegangen, habe am Vormittag administrativ gearbeitet, dann bin ich um 1 Uhr zum Mittagessen nach Hause gegangen, habe geschlafen, wieder wissenschaftlich gearbeitet. Das war eine glückliche Mischung aus Produktivität, Familie, und Universität.

5. Langzeitthema II: Nationalsozialistisches Regime und Judenverfolgung

1966 Unterbrechung des Projekts „Politische Geschichte Wiens im Dritten Reich“; 1970 Wiederaufnahme des Projekts zur Stadtgeschichte Wiens im Nationalsozialismus und Ausweitung des Themas auf Sozial- und Verwaltungsgeschichte; 1972 Buch: „Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich“, 1. Aufl., Wien: Europa-Verlag (3. Aufl. 1988), 192 S.; 1975 Buch: „Wohnungspolitik und Juden deportiert in Wien“, Wien: Geyer Verlag, 200 S.; 1978 Buch und Habilitationsschrift: „Vom ‚Anschluß‘ zum Krieg“, Wien: Verlag f. Jugend und Volk, 1. u. 2. Aufl., 646 bzw. 592 S.; 3. veränd. Aufl. „Nationalsozialismus in Wien. Machtübernahme und Herrschaftssicherung“, Buchloe: DVO 1988, 592 S.; überarb. u. erw. Neuaufg., „Nationalsozialismus in Wien. Machtübernahme, Herrschaftssicherung, Radikalisierung 1938/39“, Wien: Mandelbaum 2008, 734 S.; 1985 Organisation (des Teils „Austria“) der Konferenz und der Buchpublikation „Modern Europe after Fascism. 1943–1980s“, hg. v. Stein U. Larsen/Bernt Hagtvet, Bd. 1, New York, N.Y.: Columbia Univ. Pr. 1998, S. 339–454; 1985 Co-Organisation der Tagung „Les Juifs Viennois“, am Österr. Kulturinstitut in Paris; 1987 Herausgabe (mit Ivar Oxaak und Michael Pollak): „Jews, Antisemitism and Culture in Vienna“, London: Routledge & Kegan, 300 S.; erw. Ausgabe unter dem Titel: „Eine zerstörte Kultur“, Buchloe: DVO 1990, 427 S.; neuerlich erw. Aufl. (auch mit Nina Scholz), Wien: Czernin Verlag 2002), 447 S.

Das Thema Nationalsozialismus hat mich seit 1965/66 nicht mehr losgelassen. Wie schon erwähnt, konnte ich noch während meiner Arbeit an der Dissertation in Wien an einem von Karl Stadler geleiteten Forschungsprojekt über die Stadtgeschichte Wiens im Dritten Reich mitarbeiten. Es wurde vom Kulturstad der Stadt Wien (Gerhard Kapner) initiiert und finanziell gefördert. Ob dabei ein Zusammenhang mit dem gerade zur selben Zeit scheiternden und dann eingestellten Projekt der Bundesregierung über den österreichischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus bestand, ist nicht ganz klar, wohl aber wahrscheinlich.¹¹⁴ Einerseits war Stadler auch am letztgenannten Vorhaben, wie schon erwähnt, beteiligt, andererseits war das Wien-Projekt nicht in erster Linie darauf angelegt, die Bedeutung des österreichischen Widerstands zu betonen und dadurch auch die Opferthese zu bestärken. Diese „Meistererzählung“ dominierte damals – wie gesagt – praktisch die gesamte anlaufende Zeitgeschichtsforschung in Österreich – im Gegensatz zu den schon skeptischeren angelsächsischen Forschern. Ich selbst sollte im Stadler-Projekt nur die politische Geschichte der Stadt (1938–45) bearbeiten. Andere For-

¹¹⁴ Personalakten zu Stadler, Karl R., Archiv der Stadt und des Landes Wien, Korrespondenz 1965–1970.

scheidungsteile waren anfänglich der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, die jedoch nie publikationsreif wurden, gewidmet. Fritz Rebhann, der die Kulturgeschichte Wiens untersuchte, gab als Einziger ein passables (manchmal anekdotisch gefärbtes) Manuskript ab, das er in den nächsten Jahren erweitert und in vier Bände geteilt sehr erfolgreich herausbrachte.¹¹⁵ Damalige Kulturamtsmitarbeiter hatten noch zum Teil das NS-Regime erlebt, wussten daher auch von den personellen „vergrabenen Leichen“ im Kulturamt; denn dieses war schon von der NS-Stadtverwaltung 1938 gegründet worden und ging 1945 nahtlos mit dem querköpfigen reformkommunistischen Kulturpolitiker Victor Matejka (bis 1949) in die heute noch bestehende kulturpolitische Institution Wiens (Magistratsabteilung 7) über. Ich vermute, dass man hier in den 1960er Jahren die eigene Geschichte – vorsichtig – selbst aufarbeiten lassen wollte.

Ich selbst wollte, nicht nur weil ich thematisch überfordert war, sondern auch wegen des völligen Fehlens von Archivquellen, keinen Abschlussbericht abgeben,¹¹⁶ der zwar ausbaufähig, aber unbefriedigend war. Er fiel, wie damals üblich, ereignishaft aus, aber umriss schon die NS-Propaganda des Frühjahrs 1938, die durch Zeitungen erschließbar war, ermangelte aber noch der später von der historischen Kommunikationsforschung entwickelten Systematik;¹¹⁷ auch wurden auf der Grundlage der dürftigen Literatur die Judenverfolgung und das „Straßen-Waschen“ der Juden, von dem man in meinem Umfeld (auch bei Josef Toch) wusste, aber nur in Andeutungen darüber sprach, kurz dargestellt. Solange ich nicht dieses Thema auf eine mich zufriedenstellende Weise bearbeitet hatte, wollte ich auf keinen Fall den unzulänglichen Bericht veröffentlicht haben. Stadler aber verfasste zum Gesamtprojekt bereits eine auf seinen National Archives-Recherchen basierende Einleitung, die deutlich NS-kritisch, zugleich aber Österreich-exkulpierend und eini-germaßen moralisierend war.¹¹⁸ Bis weit in die 1970er Jahre war in der frühen Zeitgeschichte-Historiographie zu beobachten, was ich – sowohl die ehemaligen Nazis als auch die antifaschistischen Verfolgten meinend – die „Betroffenheit der Nähe“ genannt habe,¹¹⁹ die historische Erkenntnis verstellen kann.

Ich denke, dass der Tenor meiner Habilitationsschrift, die ich, aus dem eigentlich zunächst gescheiterten Projekt hervorgehend, nach einer zehnjährigen Latenz- und Neubearbeitungsperiode in Linz fertig stellte, schon ein ganz anderer war. „Vom Anschluß zum Krieg“ (1978) erfuhr drei Neuauflagen, bis ich es 2008 ein viertes Mal zwar stark verändert, aber die ursprünglichen Kernthesen während unter dem Titel „Nationalsozialismus in Wien“ publizierte.

¹¹⁵ Zusammengefasst in: Fritz M. Rebhann, *Die braunen Jahre: Wien 1938–1945*, Wien 1996.

¹¹⁶ Gerhard Botz, „Das politische Geschehen in Wien 1938–1940“ (Erstfassung 1965/66, ca. 400 S.), Privatarchiv Botz.

¹¹⁷ Josef Seethaler/Gabriele Melischek, *Befunde und Defizite der kommunikationshistorischen Forschung zur NS-Presse in Österreich*, KMK Forschungsbericht 6, Wien 2006 (<http://www.oeaw.ac.at/cmc/hyppress/pdf/KMK_Forschungsbericht_6.pdf>, Zugriff 12.3.15).

¹¹⁸ Schließlich gedruckt: Karl R. Stadler, *Provinzstadt im Dritten Reich*, in: Gerhard Botz, *Wien vom „Anschluß“ zum Krieg. Nationalsozialistische Machtübernahme und politisch-soziale Umgestaltung am Beispiel der Stadt Wien 1938/39*, Wien 1978, 13–27. Kapitelzusammenfassungen abgedruckt in diesem Supplement-Band, 241–315.

¹¹⁹ Botz, *Eingliederung Österreichs*, 13; aufgegriffen vom Chefredakteur des Nachrichtenmagazins „Profil“, Peter Michael Lingens, in einer geradezu hymnischen Besprechung.

Die NS-Geschichte Wiens wurde zum Kristallisationskern eines meiner Langzeitthemen. Ich stieß bei der Wien-Arbeit immer wieder auf ungeklärte Probleme, über die ich nicht hinweg gehen, sondern sie als Seitenthemen zunächst klären wollte. Daraus fächerten sich andere meiner Forschungsgebiete zum Nationalsozialismus auf, vor allem Verwaltungsgeschichte, Dynamik und spontan wie bürokratisch verwirklichte Judenverfolgung, Sozialpolitik und Arisierungen, KZ-Häftlinge, Nachwirkungen und Erinnerung sowie Geschichtspolitik bis in die Gegenwart. Im Rückblick auf meine Publikationen, die von der NS-Herrschaft in Wien (und darüber hinaus in Österreich) handeln, ist klar, dass in ihnen sich die verschiedenen zeitlichen Schichten ihrer Entstehung und die wechselnden historiographischen, quellenspezifischen und wissenschaftsgeschichtlichen Kontexte überlagern. Ohne langwierige Recherchen ist dieses relativ homogen wirkende „Gedankengebäude“ nicht mehr aufzuschlüsseln. Gewiss ist aber, dass an seinem Anfang eine Fahrt ins Ungewisse stand.

Riskant, aber für mich herausfordernd war es zunächst, eine Stadtgeschichte Wiens in der NS-Periode anzufangen und mich über die ausgetretenen Wege der traditionellen Ortschroniken und Lokal- oder Stadtgeschichten, die gegen die Zwischenkriegszeit schon dünn wurden, hinaus zu wagen. Städte wurden – getreu dem historistischen Paradigma hiezulande – als Individualitäten dargestellt, ausgestattet mit verdienstvollen Bürgermeistern und Honoratioren; große Ereignisse und lokale Begebenheiten wurden meist anekdotisch aufgezehrt, in den besten Fällen kommunalpolitisch seit dem 19. Jahrhundert untersucht.¹²⁰ Ich stieß auf die damals in den USA, dann auch in Deutschland schon angelaufenen breit quantifizierenden Stadtgeschichte, aber davon wusste man in meiner fachlichen Umgebung nichts, auch kaum vom kanadischen Sozialhistoriker William Hubbard und seiner erst spät auf Deutsch erscheinenden wichtigen Dissertation über Graz.¹²¹ Nicht um bloße Neugierde zu bedienen ging es mir. Vielleicht gab es aber auch Sehnsüchte von zwei „Zu’greisten“ – nach „Heimat“ und überschaubaren Räumen in einer Großstadt, die mir lange „fremder“ vorkam als meiner Frau, die in Athen aufgewachsen war. Sicher bin ich aber, dass mich das „heiße Thema“, wie die NS-Zeit der Generation meiner Eltern und Verwandten ausgesehen hatte, faszinierte. (Zunächst dachte ich auch nicht an das, was sie auf „fernem Boden“ im Krieg getan hatten.) Ich empfand eine drückende Generationen-Schuld, von der meine spätere Frau, Maria, mich frei zu sprechen suchte; ihr Vater war als rechtskonservativer Widerständler nur knapp der Erschießung durch die „Deutschen“, zu denen er auch die Österreicher zählte, entgangen, was unsere familiäre Beziehungen lange schwer belastete. Immerhin war damals das Jahr 1945 noch nicht viel länger als 20 Jahre entfernt, aber doch so weit weg, dass ich selbst nicht mehr mit-involviert sein konnte.

¹²⁰ Rudolf Till, *Geschichte der Wiener Stadtverwaltung in den letzten zweihundert Jahren*, Wien 1957; auch noch: Felix Czeike/Peter Csendes, *Die Geschichte der Magistratsabteilungen der Stadt Wien 1902–1970*, 2 Bde., Wien 1971–72.

¹²¹ William H. Hubbard, *Auf dem Weg zur Großstadt. Eine Sozialgeschichte der Stadt Graz 1850–1914*, Wien 1984; allg. siehe Stephan Thernstrom, *The Other Bostonians*, Cambridge, Mass. 1973 und Wilhelm Heinz Schröder (Hg.), *Moderne Stadtgeschichte*, Stuttgart 1979; vgl. auch Jürgen Kocka, *Stadtgeschichte, Mobilität und Schichtung*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 18 (1978), 546–548.

Damals dominierten drei gängige Modi, über diese Vergangenheit zu reden oder zu schreiben: entweder das Vergangene spät- oder paranazistisch¹²² zu verklären, oder mit (berechtigtem) antifaschistischem Impetus anzuklagen, oder aber darüber zu schweigen, was auch eine Art Mitteilung war. Ich glaube nicht, dass es mir schon damals darum gegangen ist, explizit die dominierenden Opfer-Erzählungen über Wien bzw. Österreich unter dem Joch des Nationalsozialismus in Frage zu stellen, aber eine kritische Absicht muss mich geleitet haben, die damals erst allmählich als problematisch erkannte komplexe Politik *im* Wien des Dritten Reichs zu durchleuchten.

Neben solchen geschichtsperspektivischen Fragen waren selbst die räumlichen Grenzen von Stadtpolitik unklar. Ich wollte mich sicher nicht auf die bloßen Verwaltungsgrenzen beschränken und habe daher von Anfang an die räumliche Ausdehnung Wiens 1938 weit in das (niederösterreichische) Umland hinaus einbezogen, allerdings nicht als Ausdruck nationalsozialistischen Größenwahns, wie damals üblich, sondern auch als regionalplanerisch und persönlich-machtpolitisch motiviert angesehen.¹²³ Auch was Stadt-„Politik“ in Kontexten moderner Nationalstaaten sein konnte, war damals kaum geklärt, es gab nur für Düsseldorf unter dem Nationalsozialismus eine einigermaßen vergleichbare Darstellung; innovativ waren aber eine Fallstudie von W.S. Allen zum Aufstieg des Nationalsozialismus in North-Heim¹²⁴ und zu Wien eine hier kaum bekannte, aber Österreich-kritische politikwissenschaftliche Dissertation von Margaret Feiler, die die hohe Kontinuität der Beamten (nicht solcher jüdischer Herkunft) aufzeigte.¹²⁵

Ich habe „Politik“ „nicht im engeren Sinn Max Webers als ‚Streben nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung‘ auf staatlicher Ebene, sondern als mehr oder weniger planvoll nach bestimmten Wertvorstellungen sich vollziehende Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse“¹²⁶ aufgefasst. Das bedeutete zum einen, Politik und bürokratisches Handeln in den gesellschaftlichen Kontext zu stellen und nach den dahinter stehenden sozialen Grundlagen und Interessen zu fragen. Das war eine Perspektive, die sich u.a. aus meiner Orientierung an austromarxistischen Faschismustheorien und an der britischen und westdeutschen Sozial- bzw. Gesellschaftsgeschichte ergab. Das hat mich so wie andere aus meiner österreichischen Peergroup (in Linz oder Salzburg) inspiriert und gegen neo- oder alt-

¹²² Dazu Gerhard Botz, Erstarrter „Antifaschismus“ und „paranazistisches Substrat“. Zwei Seiten einer Medaille, in: Botz/Sprengnagel, Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte, 453-464, hier 460-462.

¹²³ Siehe: Gerhard Botz, Groß-Wien. Die nationalsozialistische Stadterweiterung im Jahre 1938, in: Österreich in Geschichte und Literatur 17.1 (1973), 3-14.

¹²⁴ Hans-Peter Görgen, Düsseldorf und der Nationalsozialismus: Studie zur Geschichte einer Großstadt im „Dritten Reich“, Düsseldorf 1969; vor allem aber: William Sheridan Allen, „Das haben wir nicht gewollt!“ Die nationalsozialistische Machtergreifung in einer Kleinstadt 1930-1935, Gütersloh 1966.

¹²⁵ Margaret Feiler, The Viennese municipal service 1933 to 1950: a case study in bureaucratic resiliency, ungedr. Diss. New York Univ. 1964; vgl. dagegen: Therese Garstenauer, Beamte im Un/Ruhestand. Überlegungen zu österreichischen Staatsbediensteten, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 22.3 (2011), 81-111.

¹²⁶ Botz, Wien vom „Anschluß“, 29, zitierend Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Köln 1964, 1042f.

marxistische Dogmatismen gefeiert. Auch die damals in Österreich, besonders in der Gruppe um die Salzburger Zeitgeschichtlerin Erika Weinzierl aufkommende neue Regionalgeschichte (vor allem durch Rudolf Ardel, Ernst Hanisch und Robert Hofmann)¹²⁷ und Helmut Konrad in Linz wiesen in diese Richtung. Daher setzte ich mir 1978 als Ziel „eine gesellschaftsgeschichtliche Politik-Geschichte auf regionaler Ebene“.¹²⁸ Mittlerweile ist der Forschungsstand auch in Österreich dazu wesentlich besser geworden.¹²⁹

Zum anderen wollte ich die Stadtgeschichte Wiens in ihre größeren Zusammenhänge nicht nur mit der Geschichte Österreichs (der „Ostmark“) im Nationalsozialismus, sondern auch mit der des „Großdeutschen Reiches“ stellen. Vielleicht war dieser Blickwinkel auch davon geprägt, dass ich – anders als viele meiner Wiener Kollegen – an einer geographischen und „nationalen“ Peripherie aufgewachsen war, wo man – im positiven wie negativen (deutschnationalen) Sinn – mindestens ebenso nach München wie nach Wien blickte. Gerade zum Nationalsozialismus hatte es schon damals in der zeitgeschichtlichen und politikwissenschaftlichen Forschung, besonders in der Bundesrepublik Deutschland, einen großen Sprung nach vorne gegeben. So wirkten die großen Erklärungsansätze und Bücher von Karl-Dietrich Bracher in politikwissenschaftlicher und von Hans Mommsen in politisch-sozialgeschichtlicher Hinsicht ungemein anregend auf mich. Auch Martin Broszat und Peter Hüttenberger und das von ihnen und anderen entwickelte alltags-struktur-geschichtliche Bayern-Projekt und die Analysen des internen Machtgefüges des NS-Staates gaben in den 1970er Jahren Innovationen vor, denen man sich (auch als österreichischer) Zeithistoriker der jüngeren Generation kaum entziehen konnte.

Eine andere Grundvoraussetzung für einen Vorstoß in forschersches Neuland war, dass ich Zugang zu archivalischen Quellen des NS-Regimes bekam. Das war bereits 1968 beim Bundesarchiv Koblenz der Fall, wo Hans Boberach ein anregender Gesprächspartner wurde, drei Jahre später öffnete sich für mich auch das Archiv der Stadt Wien, nicht zuletzt dank der Unterstützung von Felix Czeike, dem späteren Archivdirektor, der intern beträchtliche Widerstände überwinden musste, und erst danach bekam ich auch Zugang zum Österreichischen Staatsarchiv.

Der „Anschluss“ von 1938 wurde damals (und auch später noch) meist als „deutsche Okkupation“, als „Griff nach Österreich“ oder „Finis Austriae“ etc. dargestellt. Ich wollte aber erst mit dem 11./12. März 1938 einsetzen und die hinter dieser unsichtbaren Trennwand liegenden Vorgänge untersuchen. Bei einem Großteil der einheimischen Zeitgeschichte, auch der schulischen, gehörte 1938–1945 eher zur deutschen als zur österreichischen Geschichte. Daher musste ich, bevor ich die Wiener politischen Veränderungen verstehen konnte, weit in die deutsche NS-Geschichte ausgreifen, und daraus entstand, als Nebenprodukt, mein (erstes) verwaltungsgeschichtliches Buch unter dem Titel „Die Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich“ (1972, bis 1988 zwei weitere Auflagen). Dabei konnte ich an schon viel früher entstandene Aufsätze der prominenten Verfassungsrechtler Hans

¹²⁷ Siehe Ernst Hanisch, Regionale Zeitgeschichte. Einige theoretische und methodologische Überlegungen, in: Zeitgeschichte 7 (1979), 39–60.

¹²⁸ Botz, Wien vom „Anschluß“, 39.

¹²⁹ Siehe etwa: Fritz Mayrhofer/Walter Schuster (Hg.), Nationalsozialismus in Linz, 2 Bde., Linz 2001; Fritz Mayrhofer/Ferdinand Opll (Hg.), Stadt und Nationalsozialismus, Linz 2008.

Kelsen und Adolf Merkl und der im Dienste der NS-Administration entstandenen, durchaus technokratischen Veröffentlichungen von österreichischen NS-Verwaltungsexperten wie Egbert Mannlicher und Hans Spanner anknüpfen. Diese Literatur (und die rechtswissenschaftliche Assistenz) stand mir mit Manfred Rotter und Helmut Widder im Linzer Nachbarinstitut für Öffentliches Recht (Vorstand: Herbert Schambeck) in einer geradezu idealen Weise zur Verfügung.

Ich stellte die politisch-administrativen Prozesse ab 12. März 1938 in eine zeitliche Verbindung mit innerösterreichischen „vor-nationalsozialistischen Anschlußplänen und Modellen“ und bezweifelte die gängige Meinung, Hitler habe (nur) nach einem vorgefassten Plan die totale Auslöschung Österreichs betrieben. Einer damals gerade von deutschen Zeit- und Sozialhistorikern wie Wolfgang Mommsen und Jürgen Kocka ventilierten Methode von Typenbildung folgend, stellte ich die Integration Österreichs in das nationalsozialistische Deutschland dar, wie sie sich stufenweise und im Wechselspiel mit innerösterreichischen und deutschen Machtfaktoren und Interessen vollzog.¹³⁰

Das waren drei beträchtliche Verstöße gegen die offiziöse Geschichtsinterpretation und, nur weil ich ein politisch linkes Image hatte und Stadler hinter mir stand, dürfte ich dem Verdacht, ein verkappter Anhänger des Deutschnationalismus und der FPÖ zu sein, entgangen sein, wie es noch einige Jahre später dem Wiener Militärgeschichtler Erwin Schmidl,¹³¹ der einen ähnlichen Ansatz über den „militärischen Anschluss“ verfolgte, passierte. Auch erhielt ich Zustimmung von der – für mich – „falschen“ Seite, wie etwa von Adam Wandruszka, der sich aus seiner Innensicht des österreichischen Nationalsozialismus erfreut zeigte. Auch Jedlicka, dem ich ein Belegexemplar gesandt hatte, sagte mir, das Buch sei sehr gut; im Umfang dreimal länger wäre es sofort meine Habilitationsschrift. (Ich dachte aber damals, gerade in der Kürze von nur 124 Seiten Text liege die Möglichkeit zu einer typologischen Kondensierung, um die es mir ganz bewusst ging.)

Den unmittelbaren „Anschluss“ in Wien (ähnlich auch in anderen „Bundesländern“¹³²) habe ich nach dieser Fingerübung als einen dreifachen, verschränkten politischen Prozess interpretiert:

- als eine „Revolution der österreichischen [,illegalen“] Nationalsozialisten von unten“, was schon aus den unscheinbaren Begebenheitsberichten und Beschwerden, die in den Wiener Registratur-Büchern aufschienen (während die dazugehörigen Akten meist verschollen waren), hervorging; das belegten auch die (spontanen) pogromartigen Exzesse gegen Juden und die vielen „wildten Verhaftungen“ von Gegnern;
- als eine scheinlegale Machtergreifung von „gemäßigten“ Nationalsozialisten (sog. „Austrofaschisten“), die schon im autoritären System Schuschnigg, zunehmend seit 1936, den „Christlichen Ständestaat“ unterwandert hatten, was den Anschein

¹³⁰ Botz, Eingliederung Österreichs, 40–49, 116–124.

¹³¹ Erwin A. Schmidl, März '38 – der deutsche Einmarsch in Österreich, Wien 1987 (Ich erstellte dazu ein positives Gutachten für den Verlag).

¹³² Generalisierend dazu: Gerhard Botz, Der „Anschluss“ von 1938 als innerösterreichisches Problem, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, Heft 9 (1988), 3–19.

- von Legalität und die Reibungslosigkeit der administrativen Machtübernahme „von oben“ in Wien – und ähnlich in den anderen Bundesländern – ermöglichte;
- und – last but not least – als „eine übermächtige Intervention von außen“, mit deutschen Ultimaten, der blitzartigen strategischen Aneignung von polizeilichen Kontrollpositionen durch die SS und dem Einmarsch der Wehrmacht.

Dieses Muster eines „evolutionären“ Machttransfers ist seither weitgehend in die wissenschaftliche Geschichtsschreibung Österreichs eingegangen.¹³³ Dagegen erweckt(e) meine differenzierte Analyse der Herbeiführung des 99-prozentigen Ja-Ergebnisses der Volksabstimmung am 10. April 1938, das ich insgesamt als nicht direkt gefälscht ansehe, in Österreich wenig Zustimmung. Tatsächlich ist es aus einem wirkungsvollen Prozess der Massenmobilisierung, von Erwartung symbolischer, gesellschaftlicher und materieller Vorteile (vor allem auf Kosten der Juden und anderer „Feind“-Gruppen), perfekt inszenierter Propaganda, dichter politischer Kontrolle und offenem Terror hinreichend zu erklären,¹³⁴ während nur relativ wenige Gegner bereit waren, unter Einsatz ihres Lebens dagegen zu kämpfen. Bis heute findet diese – fast sage ich – banale These wenig Zustimmung, manchmal noch strikte Ablehnung.¹³⁵

Der „große“ politische Widerstand, der schon damals gut dokumentiert war und dessen politisch-moralische Dimension ich anerkannte, hat mich nicht besonders interessiert. Anders war das beim („alltäglichen“, vielleicht „unpolitischen“) „kleinen Widerstand“, zu dem Karl Stadler, wohl auch in Österreich-rehabilitierender Absicht besonders geforscht hatte.¹³⁶ In persönlichen Gesprächen in Düsseldorf und Linz hat mir Peter Hüttenberger bereits von seiner Mitarbeit an „Bayern in der NS-Zeit“ vor dessen Erscheinen erzählt, und ich habe jahrelang in diesem Sinn die Oberösterreich-Edition des DÖW „Widerstand und Verfolgung“ durch mündliche Interventionen zu ergänzen versucht.¹³⁷ Das ist schließlich zu einer breiten Typologie der Widerstands- und Resistenzformen geworden,¹³⁸ die das DÖW eine Zeitlang

¹³³ Siehe paradigmatisch etwa: Hanisch, *Der lange Schatten*, 338–344, auch (ohne Zitierung): Emmerich Tálos, *Das austrofaschistische Herrschaftssystem. Österreich 1933–1938*, 2. Aufl., Wien 2013, 537–547.

¹³⁴ Gerhard Botz, *Schuschniggs geplante „Volksbefragung“ und Hitlers „Volksabstimmung“ in Österreich. Ein Vergleich*, in: Rudolf Neck/Adam Wandruszka (Hg.), *Anschluß 1938. Protokoll des Symposiums in Wien am 14. und 15. März 1978*, Wien 1981, 220–243.

¹³⁵ Zum Ganzen siehe „Nationalsozialismus in Wien. Machtübernahme, Herrschaftssicherung, Radikalisierung 1938/39“, als stark komprimierte Version in diesem HSR Supplement 28, 241–315.

¹³⁶ Karl Stadler, *Österreich 1938–1945 im Spiegel der NS-Akten*, Wien 1966, vor allem 11–14.

¹³⁷ Gerhard Botz, *Widerstand von Einzelnen*, in: *Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich 1934–1945. Eine Dokumentation*, Bd. 1, Wien 1982, 351–363.

¹³⁸ Gerhard Botz, *Methoden- und Theorieprobleme der historischen Widerstandsforschung*, in: Helmut Konrad/Wolfgang Neugebauer (Hg.), *Arbeiterbewegung – Faschismus – Nationalbewußtsein*, Wien 1983, 137–151 und 449–453; modifiziert auch: Gerhard Botz, *Künstlerische Widerständigkeit. „Resistenz“, partielle Kollaboration und organisierter Widerstand im Nationalsozialismus*, in: Brigitte Bailer-Galanda/Christa Meehany/Christine Schindler (Red.), *Themen der Zeitgeschichte und Gegenwart. Arbeiterbewegung – NS-Herrschaft – Rechtsextremismus. Ein Resümee aus Anlass des 60. Geburtstages von Wolfgang Neugebauer*, hg. vom DÖW, Wien 2004, 98–119.

übernahm. Doch damit stieß man besonders Ende der 1980er Jahre beim österreichischen Außenministerium auf scharfe Kritik, die auf ein Veto gegen mein Konzept hinauslief, dem eine Schmälerung der „Größe“ des österreichischen Widerstands unterstellt wurde.¹³⁹ Auch bei Ian Kershaw fand ich mit meinem „gradualistischen“ Ansatz (ebenso wie bei Detlev Peukert) Zustimmung, aber auch Kritik insofern, als dadurch die Intention und Zielrichtung widerständischen Handelns ausgeklammert werde.¹⁴⁰ Heute, nach dem Abebben des strukturgegeschichtlichen Paradigmas, denke ich, dass dieser Einwand nicht ganz zu Unrecht erfolgt ist.

Ebenfalls war es bei der Stadtgeschichte Wiens angebracht, anders als bei vielen älteren Stadt- und Landesgeschichten, das Forschungsinteresse auch auf soziale Verhältnisse zu richten, deren Umgestaltung von der NS-Politik intendiert oder durch die in Gang gekommenen machtpolitischen Veränderungen hervorgerufen wurde. Aus einem solchen breiteren Blickwinkel war es naheliegend, auch individual- und kollektivbiografisch die NSDAP-Führungsgruppen und -Mitglieder zu untersuchen und die sozialen Verhältnisse und die Sozialpolitik im Umfeld der antijüdischen Maßnahmen und Aktionen darzustellen, die in Wien weitgehend noch vom Schweigen der tonangebenden politischen Gruppierungen verhüllt waren. Im Gegensatz zu räumlich großen Forschungsprojekten auf nationalstaatlichen oder vergleichend internationalen Ebenen, die wegen der Breite des Themas und der Quellenbestände eine Ausrichtung auf bestimmte Themen und Fragestellungen vornehmen müssen, erleichtert es ein kleinräumiger und genauer Blick wie in der neuen Stadt- und Regionalgeschichte, die Querverbindungen und Wechselwirkungen sonst scheinbar klar getrennter Sachbereiche („Politik“, Recht, Gesellschaft, Wirtschaft etc.) zusammenzusehen und interdisziplinär auch praktisch forschend zu verknüpfen.¹⁴¹

Ein Ergebnis dieser Konstellation war, dass man den strukturellen Zusammenhang der Auflösung von (meist) „nichtjüdischen“ Klein- und Kleinstbetrieben, Hausierergewerben und Auf-Stör-Gehen mit der viel weiter reichenden Arisierungspolitik erkennen konnte. Die Beseitigung der „Überbesetzung in Handel und Handwerk“ war eine Maßnahme wirtschaftlicher Rationalisierung des Nationalsozialismus,¹⁴² die auch mit der Enteignung der Klein- und Mittelbetriebe in jüdischem Besitz ohne gesellschaftliche Widerstände erreicht werden konnte und vor allem von den nationalsozialistischen Mittelständlern und ihren Gefolgsleuten begrüßt wurde. Eine derartige Steigerung der Produktionskapazitäten und Bereitstellung von Arbeitskräften diente vor allem der Rüstungswirtschaft Görings.¹⁴³

¹³⁹ Botz, Historiker als „Staatsfeind“, 1068–1081.

¹⁴⁰ Ian Kershaw, *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, Reinbek b. Hamburg 1994, 298–300.

¹⁴¹ Wilhelm H. Schröder, Quantifizierung und Moderne deutsche Stadtgeschichtsforschung, in: Schröder, *Moderne Stadtgeschichte*, 7–17, hier 11f.

¹⁴² Botz, *Wien vom „Anschluß“*, 336f.; vgl. nunmehr auch: Alexander Mejstrik/Therese Garstenauer/Peter Melichar/Alexander Prenninger/Christa Putz/Sigrid Wadauer, *Berufsschädigungen in der nationalsozialistischen Neuordnung der Arbeit. Vom österreichischen Berufsleben 1934 zum völkischen Schaffen 1938–1940*, Wien 2004.

¹⁴³ Susanne Heim, Einleitung, in: dies. (Bearb.): *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945*, Bd. 2: *Deutsches Reich 1938 – August 1939*, München 2009, 14–63, hier 61f.

Eine viel breitere Zustimmung in der Bevölkerung (einschließlich der nicht voll nationalsozialistisch eingestellten Teile) fand jedoch die Enteignung von Wohnungen, die von Juden bewohnt wurden. Ihre mehr oder weniger gewaltsame Übertragung in die Hände von „Ariern“ war nicht nur eine Begleit- und Rechtfertigungsmaßnahme der Judenverfolgung, sondern auch Teil der Sozialpolitik des NS-Regimes. Gerade in der Verschränkung dieser beiden gesellschaftlich-politischen Prozesse sah ich einen starken Erklärungsfaktor für die besondere Radikalität der antijüdischen Politik in Wien, das eine war ohne das andere nicht voll wirksam.

Bis Ende der 1960er Jahre, verstärkt von den damals im Schwang stehenden marxistischen Faschismustheorien, hatte bei der deutschsprachigen NS-Forschung kaum ein Sensorium für die soziale (wenn nicht „sozialistische“) Komponente im Nationalsozialismus bestanden.¹⁴⁴ Dagegen richtete sich meine These, dass der Antisemitismus *auch* eine sozialpolitische Funktion hatte. Ich nannte das „negative Sozialpolitik“,¹⁴⁵ jedenfalls in Wien, ohne dass die eigene Wirkungsmacht des Antisemitismus damit heruntergespielt werden sollte. (Als ich meine These 1976 auf einer Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Die Alte Stadt“ in Esslingen vorstellte, stieß ich bei zwei später bekannten Zeit- und Sozialhistorikern – gelinde gesagt – auf Unverständnis. Erst Mitte der 1980er Jahre arbeiten Susanne Heim, Götz Aly und andere Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung intensiv in dieser Richtung.)¹⁴⁶

Doch damit nicht genug des Übels. Mit dem Beginn des Krieges im September 1939 und dessen Steigerung wurden die sozialpolitischen Spielräume des Regimes geringer. Die diktatorischen Maßnahmen und die (antijüdischen) Verfolgungen wurden radikalisiert und die Einschränkung der (internationalen) öffentlichen Sichtbarkeit ermöglichte eine Verstärkung der nationalsozialistischen Gewalt. Dazu hatte die NS-Machtübernahme schlagartig die normative Rahmenordnung¹⁴⁷ verschoben. Pogrome, forcierte Zwangsemigration und Enteignung, Bevölkerungsverschiebungen in „Halbghettos“ (im 2., 1. und 9. Bezirk) waren nun „selbstverständlich“ und erleichterten schließlich im Vergleich zum „Altreich“ (auch durch Hitlers Weisungen und Eigeninitiativen von Wiener Nationalsozialisten) beschleunigte Deportationen aus Wien ins Generalgouvernement und schließlich in Vernichtungslagerstätten. Dazu kam, das Stereotyp vom „goldenen Wiener Herzen“ dementierend, dass es gerade die Wiener Stadtverwaltung war, oft (aber nicht immer) in Symbiose mit den innerösterreichischen NS-Machtträgern, die erste Anregungen und Impulse zur Steigerung der antijüdischen Verfolgungspolitik gab. So wurden hier schon im Sommer 1938 Pläne erörtert, die von den unteren Parteifunktionären durch den (gesteuerten) Ruf nach „Judenumsiedlung“ begleitet waren, die eine Konzentrie-

¹⁴⁴ Siehe jedoch schon: David Schoenbaum, *Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches*, Köln 1969.

¹⁴⁵ Gerhard Botz, *Wohnungspolitik und Judendeportation in Wien 1938 bis 1945. Zur Funktion des Antisemitismus als Ersatz nationalsozialistischer Sozialpolitik*, Wien 1975.

¹⁴⁶ Götz Aly u.a., *Sozialpolitik und Judenvernichtung. Gibt es eine Ökonomie der Endlösung?* Berlin 1987.

¹⁴⁷ Ich folge hier dem viel später ausgearbeiteten sozialpsychologischen Konzept von: Harald Welzer unter Mitarb. v. Michaela Christ, *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*, Frankfurt a.M. 2005.

rung von 50.000 Juden in Baracken-Lagern an der nordöstlichen Peripherie Wiens vorsahen. (Da Wien als Sammelpunkt für die vordringliche „Juden-Freimachung“ diente, waren auch die Juden des Burgenlands und der anderen Gau-Gebiete der „Ostmark“ davon betroffen.) Für die „Aussiedlung“ der Juden Wiens wurden konkrete Detailpläne ausgearbeitet, die nur dadurch hinfällig wurden, dass sich mit dem rasch erfolgreichen Angriffskrieg auf Polen für die nationalsozialistische Deportationspolitik neue Räume eröffneten.

Diese Verknüpfung der Politik der Wohnraumbeschaffung für „Arier“ mit der Deportation von Juden, die schließlich in den Genozid mündete, blieb bis 1942 wirksam und war der extremste Teil der mit den „Arisierungen“ begonnenen „negativen Sozialpolitik“.¹⁴⁸ Das stieß bei einigen sonst verdienten österreichischen Historikern auf Unverständnis und Ablehnung, da das „nur“ in Planung Befindliche für die Faktengeschichte irrelevant und die antijüdische Politik von Hitler und seinen Unterführern vorgegeben gewesen sei. Seither ist jedoch meine These, verallgemeinert von Götz Aly, fast zum Mainstream geworden.¹⁴⁹ Darüber hinaus fasste Hitler für Wien auch eine viel weitergehende rassistisch geprägte Sozial-, „Gesundheits“- und Bevölkerungspolitik ins Auge; dadurch sollten nicht nur Hunderttausende „erbbiologisch belastete“ Wiener zu sterilisierten Arbeitsheloten gemacht werden, wie von Herwig Czech¹⁵⁰ nachgewiesen wurde,¹⁵¹ sondern auch die (rassistisch quantitativ weit überschätzte) tschechische Minderheit erfasst werden.

Raul Hilberg hatte schon 1961 die Radikalisierung der Vernichtungspolitik an den Juden als aufeinander aufbauende und sich selbst steuernde administrative Schritte beschrieben: von der Definierung der Opfergruppen über die Konzentrierung bis zur Vernichtung.¹⁵² Das war, ausgenommen Hans Mommsen, eine unter deutschsprachigen Historikern erst spät übernommene Erklärung, wenngleich dadurch – zeitbedingt – zweifelsohne die intervenierenden Faktoren von kulturellen und aktuellen Kontexten und die Wechselwirkungen mit anderen sozialen und politischen Prozessen an den Peripherien und im Zentrum des Dritten Reiches unterbelichtet wurden. Ein ähnliches Stufenmodell der „Ausgliederung der Juden aus der Gesellschaft“ als *self-fulfilling prophecy*¹⁵³ habe ich 1985 bei der Pariser Tagung vorgetragen.¹⁵⁴ Die Eskalationsschritte der Judenverfolgung reichten von der Entfaltung eines spontanen und exzessiven Gewaltpotentials im März 1938

¹⁴⁸ Siehe Botz, Wohnungspolitik, 199f.; ders., Nationalsozialismus in Wien, 590–598.

¹⁴⁹ Siehe Susanne Heim/Götz Aly, Die Ökonomie der „Endlösung“. Menschenvernichtung und wirtschaftliche Neuordnung, in: Sozialpolitik und Judenverfolgung, Berlin 1987, 11–90.

¹⁵⁰ Herwig Czech, geb. 1974, österreichischer Historiker und Mitarbeiter des DÖW.

¹⁵¹ Siehe Herwig Czech, Erfassung, Selektion und „Ausmerze“. Das Wiener Gesundheitsamt und die Umsetzung der nationalsozialistischen „Erbgesundheitspolitik“ 1938 bis 1945, Wien 2003.

¹⁵² Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, Bd. 3, Frankfurt a.M. 1990, 1064–1070.

¹⁵³ In dieser These bestärkte mich die Anthropologin Diane Forsythe an der Stanford University 1986 in interessanten Gesprächen.

¹⁵⁴ Gerhard Botz, Stufen der Ausgliederung der Juden aus der Gesellschaft. Die österreichischen Juden vom „Anschluß“ zum „Holocaust“, in: Zeitgeschichte 14.9–10 (1987), 359–378; siehe auch den Beitrag „The Jews of Vienna from the „Anschluss“ to the Holocaust“ in diesem HSR Supplement 28, 316–334.

(„Anschlusspogrom“) über die vielfältigen Formen der Erlangung von wirtschaftlichem, sozialem und/oder kulturellem Nutzen von Nichtjuden aus der Juden-Enteignung und -Vertreibung bis zu der von beträchtlichen Teilen der (Wiener) Bevölkerung geforderten (mindestens begrüßten) Deportation der Juden in den „Osten“. Wohl auch wegen seiner einleuchtenden Vereinfachungen wurde dieser Erklärungsansatz recht populär und ich habe ihn (auch auf Englisch und Französisch) mehrfach erweitert und modifiziert.

Nicht nur die „Zentralstelle für die jüdische Auswanderung“ Eichmanns wurde zum Modell¹⁵⁵ für die weitere administrative Bewältigung der Vertreibung und der Vernichtung der Juden (und anderer „Rassefeinde“), sondern auch die „Vermögensverkehrsstelle“ für die Abwicklung des „Arisierungs“-Vorgangs, der auch Görings begeisterte Anerkennung fand. Auch in vielen anderen Sektoren der NS-Politik in Wien wurden hier aufgrund der Macht- und Zustimmungsverhältnisse und technokratischen „Notwendigkeiten“ seit 1938 auf regionaler Ebene Politikmodelle entwickelt und erprobt, die sodann auf das „Altreich“ und manche Randgebiete des NS-Herrschaftsbereiches übertragen werden konnten. Die Geschichte Wiens im Nationalsozialismus stand also nicht allein unter dem deutschen Spannungsfeld, sondern von hier aus entwickelten sich auch nicht zu unterschätzende Rückwirkungen, sie sind nicht in einem einseitigen Unterwerfungsverhältnis Wiens (Österreichs) unter Berlin (München), sondern als ein Interdependenz-Verhältnis zu sehen.

Dieser Erklärungsansatz des Wiener Antisemitismus wurde auch zu einem Anknüpfungspunkt einer langen und freundschaftlichen Zusammenarbeit mit dem englischen Anthropologen Ivar Oxaal,¹⁵⁶ der mich 1982 in Salzburg aufsuchte. Er wollte die funktionale Verschränkung der weit über Österreich hinausstrahlenden (hoch)kulturellen und intellektuellen Leistungen der Wiener Juden und deren Lebensformen seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mit dem gerade in dieser Stadt vielfältigen und besonders radikalen Antisemitismus untersuchen. Da es damals in Österreich nicht möglich war, für ein derartiges Projekt hinreichende Finanzierung zu einer Tagung und wissenschaftlichen Publikation zu finden, stellte ich Kontakte zum Leiter des Österreichischen Kulturinstituts in Paris, Rudolf Alt-müller, und zu dem bereits genannten Michael Pollak, damals schon am CNRS, her. Mit der Unterstützung von Clemens Heller, Direktor der Maison des Sciences de l’Homme, konnten wir 1985 in Paris eine breite Resonanz findende Tagung abhalten. Die daraus hervorgehende Publikation erschien zuerst in London, dann in Deutschland und erst 2002 stark erweitert auch in Wien,¹⁵⁷ was symptomatisch für die sich erst allmählich der internationalen Bedeutung des Themas „jüdische Kul-

¹⁵⁵ Magistral und zusammenfassend: Hans Safrian, *Die Eichmann-Männer*, Wien 1993; ders., *Expediting Expropriation and Expulsion. The Impact of the "Vienna Model" on Anti-Jewish Policies in Nazi Germany 1938*, in: *Holocaust and Genocide Studies* 14.3, (2000), 390–414.

¹⁵⁶ Ivar Oxaal, geb. 1931, Kulturanthropologe der Karibik und Sozialhistoriker zu den Juden Wiens, Senior Lecturer für Soziologie an der University of Hull, UK.

¹⁵⁷ Gerhard Botz/Ivar Oxaal/Michael Pollak (Hg.), *Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert*, Buchloe 1989; dieselben und Nina Scholz (Hg.), *Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien 2002.

tur“ und Judenverfolgung bewusst werdende österreichische Wissenschafts- und Kulturpolitik war.

Diese seltsame Geschichts- und Gegenwartsweltfremdheit der österreichischen politischen Klasse und Bevölkerung hatte 1986 negative Folgen für die österreichische internationale Politik, als Kurt Waldheim erfolgreich zur Wahl des Bundespräsidenten antrat und vier Jahre als Staatsoberhaupt amtierte. Er und die ihn unterstützende ÖVP sowie viele andere Österreicher, nicht bloß solche der Weltkriegsgeneration, fanden nichts Bedenkliches daran, dass der ehemalige Wehrmachtsoffizier seine Vergangenheit verschwiegen hatte und damit entschuldigte, dass er nichts anderes getan habe, als „Hunderttausende Österreicher auch“, die „ihre Pflicht“ in der deutschen Armee erfüllt hätten. Dagegen erhob sich nicht nur ein Proteststurm in den USA und anderen westlichen Demokratien und bei jüdischen Organisationen, sondern Widerstand auch bei österreichischen Künstlern, Intellektuellen und (einigen) Wissenschaftlern der jüngeren Generation, zu denen auch ich gehörte, obwohl ich damals gerade den größten Teil meiner Zeit als Gastprofessor in den USA verbrachte.

Damit begann ein beachtlicher Aufarbeitungsprozess von Österreichs „verdrängter NS-Vergangenheit“. Da waren auch meine Expertise und politische Stellungnahmen zur Funktion österreichischer Nationalsozialisten und der Gesamtbevölkerung im NS-Herrschaftssystem gefragt, insbesondere im Hinblick auf ihre Rolle als sogenannte Opfer oder Täter.¹⁵⁸ Auch kritische Fragen nach der Nachkriegspolitik, der (unterbliebenen oder unzulänglichen) Entschädigung von Verfolgten und der unzulänglichen wissenschaftlichen Erforschung und der politischen Bildung ergaben sich fast automatisch.¹⁵⁹ Zu diesem Zwecke organisierte ich mit zwei Salzburger Kollegen – Ernst Hanisch und Gerald Sprengnagel – 1987 eine Tagung über die geschichtspolitischen und historischen Kontroversen, die um die Waldheim-Affäre in Österreich ausgetragen wurden.¹⁶⁰ Erst in der Zeit nach Waldheim kam es zu einer wellenhaft fortschreitenden Reformulierung der österreichischen politischen Kultur¹⁶¹ und zu einer Neuausrichtung der Geschichtsforschung über NS-Zeit, die Beteiligung von Österreichern am Vernichtungskrieg der Wehrmacht und am Holocaust sowie über Erinnerung und Gedenkkultur.¹⁶² All das war bereits überlagert

¹⁵⁸ Gerhard Botz, Eine deutsche Geschichte 1938 bis 1945? Österreichische Geschichte zwischen Exil, Widerstand und Verstrickung, in: Zeitgeschichte 14.1 (1986), 19-38; Gerhard Botz, Simon Wiesenthals Beitrag zur Aufarbeitung der Geschichte des österreichischen Nationalsozialismus. Sein (fast) vergessenes „Memorandum“ zur „Beteiligung von Österreichern an Nazi-Verbrechen“ und die „österreichische Täter-These“, in: Neugebauer/Schindler, Forschungen zum Nationalsozialismus, 169-199.

¹⁵⁹ Gerhard Botz, Österreich und die NS-Vergangenheit. Verdrängung, Pflichterfüllung, Geschichtsklitterung, in: Dan Diner (Hg.), Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt a.M. 1987, 141-152 und 276-279.

¹⁶⁰ Gerhard Botz/Sprengnagel, Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte, 2. erw. Aufl. 2008.

¹⁶¹ Cornelius Lehniguth, Waldheim und die Folgen. Der parteipolitische Umgang mit dem Nationalsozialismus in Österreich, Frankfurt a.M. 2013.

¹⁶² Gerhard Botz, Geschichte und kollektives Gedächtnis in der Zweiten Republik. Opferthese, Lebenslüge und Geschichtstabus in der Zeitgeschichtsschreibung, in: Wolfgang Kos/Georg Rigele (Hg.), Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik, Wien 1996, 51-85.

von dem Wirksam-Werden einer jüngeren Generation und des „*cultural turns*“ in der österreichischen Geschichtswissenschaft.

6. Langzeitthema III: Sozialstruktur der österreichischen NSDAP

1974 Referat „Changing Patterns of Social Support of National Socialism in Austria“ auf der „Bergen Conference on Comparative European Nazism und Fascism“, Univ. Bergen und Assistant-Editor des Bandes: S.U. Larsen u.a. (Hg.): Who were the Fascists, Bergen 1980; 1974 Historikertag Braunschweig; 1976/77 und 1994/94 Humboldt Stipendium zu Sozialstruktur der NSDAP; seit 1979 Publikationen dazu 1980 Neck und 2013 Miko FS; seit 2006 Wiederaufnahme dieses Projekts, (mit H. Berger, K. Bauer, J. Falter, A. Prenninger u.a.) in Zusammenarbeit mit Jürgen Falter (Mainz), daraus neueste Version im Artikel: „Die österreichische NSDAP als asymmetrische Volkspartei“ (2016).

Empirische Faschismusforschung war in Deutschland (verspätet auch in Österreich), als sie sich seit den 1960er Jahren zu etablieren begann, überwiegend Nationalsozialismus-Forschung und lancierte von diesem Blickwinkel aus oft forsche Verallgemeinerungen über Faschismus allgemein und Faschismus als internationales Phänomen. Der italienische Faschismus, über den schon bemerkenswerte Arbeiten erschienen waren, wurde dabei oft ignoriert oder nach deutschem Muster gesehen; erst spät und allmählich wurden darüber auch empirisch valide Arbeiten veröffentlicht, noch später begann man die sprachliche Brennergrenze zu überschreiten.¹⁶³ Diesseits hatte noch lange die personen- und ereignisorientierte Historiographie dominiert, die den Nationalsozialismus und andere diktatorische Erfahrungen gänzlich ausblendete oder moralisierend beiseite schob. Im Kalten Krieg und im Klima einer weltanschaulichen Mobilisierung gegen den Kommunismus waren die anfänglichen Entnazifizierungsmaßnahmen bald gelockert bzw. zurückgenommen worden; Kriegs- und Menschheitsverbrecher wurden zwar abgeurteilt, aber ein breites politische und justizielles Zur-Verantwortung-Ziehen der meisten Mit-Täter, Anhänger und Gelegenheitsgefolgsleute entfiel ebenso wie eine adäquate Forschungs- und Darstellungsarbeit, ja diese unterblieb auch wegen der Breite dieser Personenkreise aus herrschaftsfunktionalen, erinnerungspolitischen und wirtschaftspolitischen Gründen.

Der politische Impetus der Faschismusforschung hatte, ganz abgesehen von der DDR, eine deutlich linke, theoretisch marxistische, zum Sowjetmarxismus hin offene Schlagseite. Er war so stark, dass er methodisch kontrollierte Empirie eher behinderte und diese unter dogmatischen Theoriegebäuden und politischen Handlungsweisungen begrub. Damit trug dieser zweifelsohne potenziell neue Blick zwar dazu bei, die besonders in Nachkriegsdeutschland und -österreich weiterhin dominierende historistische Denktradition auszuhebeln, verschloss sich jedoch auch neuen Ansätzen gegenüber, die im Zusammenhang mit den sozialwissenschaftli-

¹⁶³ Bevor Renzo de Felices Arbeiten außerhalb Italiens bekannt wurden: Ernst Nolte (Hg.), Theorien über den Faschismus, Köln 1967.

chen, pragmatischen und nicht-idealistischen Paradigmata, die vor allem aus den USA auf das westlich-demokratische Europa überzugreifen begannen. Parallel dazu kamen nicht nur historisch-sozialwissenschaftliche Modernisierungs- und Sonderwegstheorien auf,¹⁶⁴ die einen einige Jahrzehnte anhaltenden Siegeszug antraten und auch österreichische Historiker wie Ernst Hanisch und mich eine Zeitlang voll überzeugten; aber das trug auch dazu bei, dass vor allem in West- und Nordeuropa (politisch eher linksliberal geprägte) Faschismusforschungen entstanden, die über Deutschland (und Italien) hinausblickten und komparativ auch andere faschistische oder faschismusähnliche Bewegungen und Diktaturen ins Auge nahmen. Diese Ansätze, insbesondere auch die quantifizierende Geschichte und Historische Sozialforschung der Kölner Schule, die von vielen Linken, besonders in der BRD, als „bürgerlich“ abgetan wurden, brachten auch soziologisch, kaum schon politologisch geprägte historische Untersuchungen auf (unterschiedlich) breiten Datenbasen hervor, gestützt auf die entstehende Computertechnologie. In diesem Kontext verortete ich auch die strukturellen Voraussetzungen des Forschungsstranges, um den es hier geht, nämlich um Fragen nach der „sozialen Basis“ des Nationalsozialismus (und der Heimwehr).

„Social basis“ bzw. „basis sociale“ hatte im Angelsächsischen schon vor und um 1980, im Französischen über 2000 hinaus, Konjunktur. Vergleichbar auch mit „social structure“ oder „structure social“, die fast die gleichen Gipfelpunkte hatten, sind sie gängige Begriffe, komplementär zum aus der materialistisch-marxistischen Werkzeugkiste kommenden „Überbau“ bzw. daraus (im weitesten Sinne) abgeleitet. Doch derartige Begriffe suggerieren falsche Stabilität und Homogenität und haben Generationen von sozial- und gesellschaftsgeschichtlichen Untersuchungen zur sozialen Herkunft von Parteimitgliedern und Wählern präformiert und in strukturgegeschichtliche Denkmuster geleitet. So kam „soziale Basis“ schon seit den 1960er Jahren in deutschsprachigen Büchern *en vogue* und kulminierte annähernd zur selben Zeit wie das Wort Faschismus, das ebenfalls um 1980 in den Titeln der Buchpublikationen zahlenmäßig einen Höhepunkt erreichte.¹⁶⁵ „Soziale Basis“ als Begriff ist immer noch häufig in der wissenschaftlichen Terminologie nachweisbar, er ist auch heute praktisch schwer zu vermeiden, wie sich auch hier zeigt. Die Suche nach der „gesellschaftlichen Basis“ war für viele marxistische oder ähnlich orientierte Historiker und Sozialwissenschaftler zentral für eine Erklärung der politischen, ideologischen und kulturellen Phänomene im Zusammenhang mit den als „rechts“ interpretierten Diktaturen des 20. Jahrhunderts, so auch für mich.

Allerdings gab es in Österreich, wo die Kreiskysche Sozialdemokratie (beim Fehlen einer starken kommunistischen Partei) ihre austromarxistischen Theoretiker und Theorien wieder zu beleben begann und der italienische Eurokommunismus¹⁶⁶

¹⁶⁴ Damals vor allem Hans-Ulrich Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975; dagegen bald: David Blackbourn/Geoff Eley, *Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848*, Frankfurt a.M. 1980; vgl. allg. Helga Grebing, *Der „deutsche Sonderweg“ in Europa 1806-1945. Eine Kritik*, Stuttgart 1986.

¹⁶⁵ Siehe: Google Ngram Viewer zu diesen Worten (<<https://books.google.com/ngrams>>, Zugriff: 10.9.2016).

¹⁶⁶ Siehe Ernst Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus*, Wien 1981, 31-76.

für hiesige Linke attraktiver war als die dogmatische KPÖ, eine wirksame Bremse gegen allzu krude marxistische Erklärungsmuster. Jedenfalls begann ich neben meinen „radikaldemokratischen“ Einstellungen und der Ausschau nach Anregungen¹⁶⁷ und Methoden aus dem Bereich der empirischen Sozialwissenschaften schon in den frühen 1970er Jahren über die Faschismustheorien (Plural!) von Otto Bauer, Karl Renner und anderen austromarxistischen Theoretikern und Politik-Praktikern zu arbeiten. Otto Bauer hatte schon 1924 ein später nur noch leicht variiertes Grundmuster vorgelegt, das sich aus dem Bonapartismus-Konzept von Marx und dem Theorem vom Klassengleichgewicht ergab und das er in seinen letzten Lebensjahren in Richtung Imperialismustheorie erweiterte.¹⁶⁸

Im Umkreis der „Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschösterreichs“ und bei deren Wortführern und Politikern der unterschiedlichen Strömungen gab es keine ganz einheitliche „Faschismustheorie“; auch eine absolute zeitliche Konstanz konnte es dabei nicht geben, da sich das zu erklärende Phänomen erst allmählich entwickelte und schon zeitnahe interpretiert und im politischen Tagesgeschäft – in einem *sacrificium intellectus* – in Handlungsanweisungen umgemünzt wurde. Der von Otto Bauer in direktem Bezug auf Marx (und in Auseinandersetzung mit Hans Kelsen) entwickelte staatsrechtliche Ansatz war bei allen sozialgeschichtlichen Zusatzannahmen, die er machte, eher für die Interpretation faschistischer oder faschismusähnlicher Regimes und im österreichischen Fall für den „Austrofaschismus“¹⁶⁹ – ein Begriff, den Bauer nur eingeschränkt verwendete – brauchbarer als für ein Verständnis der aufkommenden faschistischen Bewegungen.

Im Gegensatz dazu und zu orthodox-marxistischen „Lumpenproletariats“- „Söldner“- und „Kleinbürger“-Thesen tat sich auf dem Gebiet einer frühen Sozialgeschichte bzw. Soziologie des Nationalsozialismus seit 1932 Karl Renner hervor. Er beschrieb schon damals, dass sich die NSDAP vor allem (1.) aus den krisenhaft „Deklassierten des Proletariats“ (also im weitesten Sinne Arbeitern!), (2.) aus un-

¹⁶⁷ Siehe etwa Gerhard Botz, Die historische Erscheinungsform des Faschismus, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 4.3 (1974), 56–62.

¹⁶⁸ Gerhard Botz, Genesis und Inhalt der Faschismustheorien Otto Bauers, in: International Review of Social History, 19.1 (1974), 28–53; ähnlich auch: Ernst Hanisch, Otto Bauers Theorie des „Austrofaschismus“, in: Zeitgeschichte 1.11/12 (1974, 251–253; und: Michael R. Krätke, Otto Bauer (1881–1938) – Die Mühen des Dritten Wegs, in: SPW. Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft 98 (1997) (<http://www.spw.de/9706/otto_bauer.html>, Zugriff 9.9.16).

¹⁶⁹ Meine Interpretation des Regimes von Dollfuß und Schuschnigg folgt u.a. diesem Ansatz: Gerhard Botz, Faschismus und „Ständestaat“ vor und nach dem „12. Februar 1934“, in: Erich Fröschl und Helge Zoitl (Hg.), Februar 1934. Ursachen, Fakten, Folgen, Wien 1984, 311–332 und: Gerhard Botz, The Coming of the Dollfuß-Schuschnigg Regime and the Stages of its Development, in: António Costa Pinto und Aristotle Kallis (Hg.), Rethinking Fascism and Dictatorship in Europe, Houndmills, Basingstoke / New York 2014, 121–153; nunmehr auch ders., Dollfuß' Trabrennplatzrede, „harmonische Bauernfamilie“ und die Fiktion des „Ständestaats“, in: Hansjörg Seckauer, Christine Stelzer-Orthofer und Brigitte Kepplinger (Hg.), Das Vorgefundene und das Mögliche. Beiträge zur Gesellschafts- und Sozialpolitik zwischen Ökonomie und Moral. Festschrift für Josef Weidenholzer, Wien 2015, 52–76; nunmehr auch erweitert: 'Corporatist state' and enhanced authoritarian dictatorship: the Austria of Dollfuß and Schuschnigg (1933–38), in: António Costa Pinto (Hg.), Corporatism and Fascism. The Corporatist Wave in Europe, London – New York 2017, 144–173.

ternehmerabhängigen, gewerkschaftlich deutschnationalen Industriearbeitern und (3.) aus dem „Neuproletariat“ (krisenbetroffenen öffentlich Bediensteten und Angestellten) rekrutierte, und zu allererst aus deren Söhnen und dann auch deren Vätern.¹⁷⁰ In dieser Hinsicht war er schon nahe der heterogenen „Sammelpartei“-These Hans Mommsens und anderer sozial-liberaler Historiker in Deutschland, mit denen auch meine eigenen Analysen der sozialen Charakteristik des Nationalsozialismus übereinstimmen. Schon bei der Neubearbeitung meiner Dissertation über politische Gewalt begegneten mir ähnliche sozialstrukturell quer zu den gängigen Erklärungsmustern liegende Befunde, und zwar bei den (in Gewalttaten involvierten) „Militanten“ der drei großen politisch-sozialkulturellen „Lager“. So traten bei den Nationalsozialisten (vor 1933 besonders SA und SS) überraschend hohe Anteile von Angestellten und Öffentlich Bediensteten, aber auch von Arbeitern auf.¹⁷¹

Dem sich so weitenden Denkhorizont ist auch entgegengekommen, dass seit den späten 1960er Jahren nicht nur durch die westlich-demokratischen, sondern auch durch einzelne kommunistische Länder eine „linke“ transnationale Welle lief, die auf politische und wissenschaftliche Veränderungen zielte, einhergehend mit radikaler Gesellschaftskritik, vereinzelt Sozialrevolten (Studentenbewegungen) und gelegentlichen Massenstreiks. Auf der individuellen Ebene waren solche kritischen und revoltierenden Attitüden bei der Nachkriegsgeneration häufig und mochten damit zusammenhängen, dass sich diese Alterskohorten mit der verschwiegenen oder kleingeredeteten NS-Involvierung von Nazi-Vätern (weniger -Müttern) nur (stellvertretend) kritisch befassen wollten oder konnten; ich habe solches im einleitenden Teil dieser autobiografischen Skizze und im Beitrag „War Child“ ausführlicher beschrieben.

Gegenläufig zu einer solchen „antifaschistischen“ Klimaverschiebung waren jedoch auch in Deutschland und Italien neofaschistische und putschistische Tendenzen erkennbar geworden, die die Gefahr von Faschismus und rechten Diktaturen auch hierzulande durchaus als real erscheinen ließen. Immerhin gab es noch drei solche Diktaturen in Südeuropa. Daher wurden, ausgehend von den angelsächsischen Ländern, auch die historischen Faschismen in einer Reihe von Tagungen und Publikationen vermehrt thematisiert; diese waren im Gegensatz zu der westdeutschen Fokussierung auf ein weiteres Spektrum von Faschismus-Fällen ausgerichtet und oft soziologisch-vergleichend angelegt.¹⁷² 1969 wurde Karl R. Stadler zu einer mehrtägigen Faschismus-Konferenz der Tschechoslowakischen Akademie der

¹⁷⁰ Gerhard Botz, Austromarxistische Theorien über den Faschismus als Massenbewegung und als Herrschaftssystem, in: Kazimierz Działocha/Karol Jonca/Franciszek Ryszka/Wojciech Wrzesinski (Hg.), *Studium nad Faszyzmem i Zbrodniami Hitlerowskimi*, Bd. 6, Wrocław 1980, 169–197.

¹⁷¹ Siehe dazu und im Vergleich mit Angehörigen des Republikanischen Schutzbundes und der Monarchisten und der Heimwehr: Botz, *Gewalt in der Politik*, [1. Aufl.], 241–246; ausführlicher und differenziert: Kurt Bauer, *Struktur und Dynamik des illegalen Nationalsozialismus in der obersteirischen Industrieregion 1933/34*, ungedr. Diss. Wien 1998 (<http://www.kurt-bauer-geschichte.at/PDF_Texte%20et%20Themen/Diplomarbeit_Kurt_Bauer.pdf>, Zugriff 12.09.2016), 4–116.

¹⁷² Etwa: Hans Roger/Eugen Weber (Hg.), *The European Right. A Historical Profile*, Berkeley, Cal. 1965; Stuart J. Woolf (Hg.), *The Nature of Fascism*, New York 1968; Francis L. Carsten, *Der Aufstieg des Faschismus in Europa*, Frankfurt a.M. 1968.

Wissenschaften nach Prag eingeladen.¹⁷³ Er kannte viele der Hauptvortragenden dieser Tagungen persönlich von seinen Jahren in England und nahm mich als „blutungen“ Assistenten mit. So lernte ich anerkannte Kapazitäten wie Ernst Nolte, das Ehepaar Mitscherlich, Renzo De Felice und das Ehepaar Georg und Wilma Iggers kennen, gerade noch, bevor die Prager Organisatoren dieser Tagung im Zuge der „Normalisierung“ entlassen und arg gemäßregelt wurden.

All dies, zusammen mit der von den USA ausgehenden und auch an der Linzer Hochschule stark spürbar werdenden Sogwirkung der Soziologie und dem allmählichen Eingang von Statistik und Quantifizierung in Randbereiche der Geschichtswissenschaft,¹⁷⁴ lief für mich auf eine regelrechte Weichenstellung in meiner weiteren wissenschaftlichen Entwicklung hinaus. So erscheint mir jedenfalls das Jahr 1974 im Rückblick. Schon bei meinen Untersuchungen über politische Gewalt hatte ich mich auch einfachster statistischer Techniken bedient, die ich durch die Belegung einschlägiger Lehrveranstaltungen in Linz zu verbessern suchte. Eine geplante Teilnahme an der Essex Summer School für quantitative Methoden in der Geschichte im Sommer 1974 verschob ich jedoch um zwei Jahre, da mir von Karl Stadler vorgeschlagen wurde, auf der „Conference on Comparative European Fascism“ (19.-21. Juni 1974) in Bergen¹⁷⁵ an seiner statt ein Referat über die Sozialstruktur des österreichischen Nationalsozialismus zu halten.¹⁷⁶

Diese bis dahin größte und innovativste Tagung zur vergleichenden Faschismusforschung wurde von dem Politikwissenschaftler Stein Ugelvik Larsen vorbereitet und mit seinen jüngeren Kollegen Bernt Hagtvet und Jan Petter Myklebust organisatorisch abgewickelt und editorisch nachbearbeitet. Das aus der Tagung hervorgehende Buch wurde, vor allem auch in den USA und in Westeuropa, zu einem Klassiker der vergleichenden Faschismusforschung. Larsen hatte, von der vergleichenden Politikwissenschaft Stein Rokkans kommend, sich bei seinen quantitativen Untersuchungen über die „Nasjonal Samling“ kooperativ der Geschichtsforschung genähert und eine eindrucksvolle Datenbank über 54.000 Mitglieder dieser vom Nationalsozialismus induzierten Quisling-Partei aufgebaut, die er mit den reichen norwegischen Förderungsmitteln mit statistischen Methoden analysieren konnte. Er und seine Bergener Gruppe wurden langjährige anregende Gesprächspartner und Freunde, bei denen ich, anders als bei vielen meiner damaligen österreichischen Kollegen, von Anfang an positive Resonanz fand. Ich wurde schon

¹⁷³ Publiziert als: *Fasismus a Evropa/ Fascism and Europe. Mezinárodní symposium / An International Symposium - V Praze, 28.-29. srpna 1969/Prague 28th-29th August 1969*. Edited by the Institute of History Czechoslovak Academy of Sciences. Band 2. Prag 1969, darin auch: Gerhard Jagschitz, *Faschismus und Nationalsozialismus in Österreich bis 1945*, 66-83.

¹⁷⁴ Vor allem in der international angebundenen Familiengeschichtsforschung um Michael Mitterauer mit seinen Kollegen in Berlin, Arthur Imhoff, aber auch bei Rudolf Kropf, der unter dem Druck seines „Chefs“ in Linz seine frühen computeranwendenden Arbeiten aufgeben musste, und bei Herbert Matis, der als erster auf dem Österreichischen Historikertag in Klagenfurt 1976 über Quantifizierung sprach und mein künftiger Mitstreiter zur Durchsetzung der quantifizierenden Methoden in der Geschichte wurde.

¹⁷⁵ Daraus hervorgehend: Stein Ugelvik Larsen/Bernt Hagtvet/Jan Petter Myklebust (Hg.), *Who were the Fascists. Social Roots of European Fascism*, Bergen 1980.

¹⁷⁶ Gedruckt: Gerhard Botz, *The Changing Patterns of Social Support for Austrian National Socialism (1918-1945)*, in: Larsen/Hagtvet/Myklebust, *Fascists*, 202-225.

1974 eingeladen, als Sektionseditor am 2. Kapitel, „Varieties of Fascism in Austria“,¹⁷⁷ mitzuarbeiten.

Im Herbst desselben Jahres verdichteten sich die Pläne, meine auf einer kleinen Datengrundlage basierenden Aussagen über die sozialen Profile der „Militanten“ durch eine systematische Analyse der Parteimitgliederdatei im Berlin Document Center (BDC) zu präzisieren. Dies hielt ich für sehr wichtig, um ein klareres Bild auch über die Motive der Nationalsozialisten zu erlangen. Wann ich davon Hans Mommsen, einem häufigen Teilnehmer an den jährlichen September-Tagungen der Historiker der Arbeiterbewegung in Linz, erzählte, kann ich nicht genau sagen. Mommsen war von meiner Idee sehr angetan, obwohl ich ihn später in Bochum von der strengen Quantifizierung als einem „Fliegenbeine-Zählen“ sprechen hörte. Er schlug mir vor, mich für ein Humboldt-Forschungsstipendium zu bewerben, wozu er seine Unterstützung zusagte.

Im Oktober 1974 fuhr ich zum Deutschen Historikertag in Braunschweig und konnte in einem randvollen Hörsaal fasziniert einer von Wolfgang Schieder organisierten Diskussionsveranstaltung über faschistische Bewegungen folgen. Die höchst innovativen Beiträge Schieders, Michael H. Katers, Heinrich August Winklers, Hans Mommsens und des bereits in der Kritik stehenden Nolte wurden in einem Sammelband veröffentlicht,¹⁷⁸ der richtungweisend für die Sozialstrukturforschung zur NSDAP und zum PNF wurde.

Am selben Historikertag wurde nicht nur brillant über Modernisierung diskutiert, sondern es gab auch ein gut besuchtes Vorstellungs-Panel junger Historiker, die zur NSDAP und zu anderen Parteien mit statistischen Methoden arbeiteten. Unter Wilhelm H. Schröder, dem Impresario der noch verstreuten Schar der künftigen „Quantifizierer“, traten unter anderem auf und stellten sich einem interessierten, jedoch auch kritischen Auditorium: Jürgen Genuneit (Stuttgart), Hilde Jamin (Bochum), Michael Kater (Toronto), Paul J. Müller und der Organisator dieses Panels selbst (beide Köln). Hier sah ich sofort Andockpunkte für meine kommende Arbeit und ich sprach spontan Willi Schröder an, um mit ihm Kontakt herzustellen. Das geschah und ich geriet rasch in den Sog der sich formierenden historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung um das spätere Innovationszentrum „Quantum“. Besonders der nicht mehr abreißende wissenschaftliche und freundschaftliche Austausch mit Willi Schröder und (dem früh verstorbenen) Reinhard Mann¹⁷⁹ sowie mit Heinrich Best und anderen bereicherte meine Methodenkenntnis und -reflexion während meiner künftigen Arbeiten zur sozialen Charakteristik der österreichischen NSDAP; diese „Achse“ Köln-Österreich (Linz, dann Salzburg, schließlich Wien) wurde auch fruchtbar für meine – in diesem Buch nicht mehr beschriebenen – institutionellen Gründungen (Salzburger Methodenkurs, LBIHS).

Meine Bewerbung um ein Humboldt-Stipendium wurde 1975 positiv beschieden und ich bekam, wie es damals noch nicht allzu schwierig war, eine Freistellung von

¹⁷⁷ Gerhard Botz, Introduction, in: Ebenda, 192-201.

¹⁷⁸ Wolfgang Schieder (Hg.), *Faschismus als soziale Bewegung. Deutschland und Italien im Vergleich*, Hamburg 1976.

¹⁷⁹ Drei Jahre später veranstaltete „Quantum“ unter Reinhard Mann eine explizit quantitativen Methoden gewidmete Tagung in Bad Homburg: Reinhard Mann (Hg.), *Die Nationalsozialisten. Analysen faschistischer Bewegungen*, Köln 1980.

der Universität Linz. Mit den dortigen Kollegen, befreundeten Soziologen und Statistikern, versuchte ich das unter Historikern weithin noch bestehende Neuland der Stichprobenverfahren, der technischen Übertragung von Karteikarten-Informationen auf computerisierbare Daten und der kommenden statistischen Auswertung entlang meiner schon in meinen früheren Publikationen skizzierten Linien (Hypothesen) vorzubereiten. Über Umfang, Größe und Inhalte der zentralen Mitgliederkartei der NSDAP, die ein umfassendes, schließlich hoch bürokratisch und vollständig organisiertes Mitgliederwesen hatte wie keine andere der zeitgenössischen „modernen“ Parteien, gab es außer ersten systematischen Untersuchungen von wenigen amerikanischen Forschern¹⁸⁰ und dem Kanadier Michael Kater¹⁸¹ kaum verlässliche Angaben. „Mike“, mit dem ich seit „Braunschweig“ freundschaftlichen Kontakt pflegte, gab mir jedoch mit einer – unter Peers – seltenen kollegialen Offenheit Informationen und Ratschläge aus seiner noch laufenden und nicht publizierten großen Stichprobenuntersuchung¹⁸² und im Übrigen auch als praktizierender Vibraphonist meinem ältesten Sohn in Linz und in Salzburg mitreisende Einführungen und Hörproben zu Bebop und aktuellem Jazz.¹⁸³

Die von mir eingeschlagenen methodischen Wege führten, ausgestattet mit statistischem Grundwissen, nicht in einen wissenschaftlichen Abgrund, was bei dem mangelhaften Vorwissen bei mir und der wenigen verfügbaren Literatur leicht möglich gewesen wäre; denn weder über die Eigenheiten der hauptsächlichen Quelle im BDC noch über die Praxis des historisch-quantifizierenden Arbeitens gab es genaue Kenntnisse. Ich denke, dass meine schließlich getroffenen Entscheidungen auch von einem peniblen Methodiker wie Jürgen Falter jüngst allgemein bestätigt wurden.¹⁸⁴ Im Einzelnen habe ich mein oft pingelig szientistisches Vorgehen in einem Beitrag zu dem erwähnten Reinhard Mann-Band dargelegt.¹⁸⁵ Ich wählte, Michael Kater folgend, nicht die zentrale „Grüne Kartei“, sondern die umfangreichere, ursprünglich nach Gauen gegliederte „Blaue Kartei“, die ich (mit Konfidenzintervallen) auf 7,7 bis 8,2 Millionen (sehr nahe zu den heutigen Berechnungen: 7,8 Millionen¹⁸⁶) schätzte und die sich trotz mancher möglichen regionalen

¹⁸⁰ Zunächst nur die BDC-internen Hilfsmittel und: George C. Browder, Problems and Potentials of the Berlin Document Center, in: Central European History 5.4 (1972), 362–380.

¹⁸¹ Kater, Quantifizierung und NS-Geschichte. Methodische Überlegungen über die Grenzen und Möglichkeiten einer EDV-Analyse der NSDAP-Sozialstruktur, in: Geschichte und Gesellschaft 3.4 (1977), 453–484.

¹⁸² Siehe Michael H. Kater, The Nazi Party. A social profile of members and leaders 1919–1945, Cambridge, Mass. 1983.

¹⁸³ Vgl. Michael H. Kater, Different Drummers. Jazz in the Culture of Nazi Germany, New York – Oxford 1982.

¹⁸⁴ Allg. und jetzt den aktuellsten Stand zu methodischen Fragen repräsentierend: Falter, Junge Kämpfer.

¹⁸⁵ Gerhard Botz, Die österreichischen NSDAP-Mitglieder. Probleme einer quantitativen Analyse aufgrund der NSDAP-Zentralkartei im Berlin Document Center, in: Mann, Nationalsozialisten, 98–136.

¹⁸⁶ Es handelte sich dabei nicht um Mitglieder, sondern um Karteikarten von Mitgliedern, siehe präzise: Kristina Khachatryan/Jonas Meßner, Die Stichprobenziehung aus der NSDAP-Zentralkartei: Stichprobenverfahren und Stichprobenäquivalenz, in: Falter, Junge Kämpfer, 121–149, hier 122–125.

Verzerrungen als eine zwar unvollständige, aber brauchbare „Grundgesamtheit“ herausstellte. (Nota bene: Es handelt sich dabei nicht um Mitglieder, also ca. 10 Millionen Männer und Frauen, die irgendeinmal aufgenommen worden waren, sondern um einen archivalischen Bestand.) Daraus zog ich in zwei Durchgängen Samples (über den Zeitraum 1925-1945) von 1.652 bzw. 1.625 Fällen sowie eine geschichtete Stichprobe von 2.562 Fällen nur aus den „gelben“ Karten, die unter die „Blaue Karte“ gemischt waren; denn solche hatten – vereinfacht gesagt – nur jene „Österreicher“, die in die österreichische NSDAP bis zum 19. Juni 1933 (Parteiverbot) einen Aufnahmeantrag gestellt hatten, bekommen.¹⁸⁷ Mein gesamtes Sample umfasste schließlich 5.839 Fälle.

In der großen „Blauen Karte“ sind nur etwa 77% der ehemaligen Kartenmenge erhalten. Dadurch war auch mit regionalen Verzerrungen zu rechnen. Insgesamt gab es nach Falter und Kachatryan zwischen 1925 und 1945 (inklusive der wieder durch Tod, Austritt etc. ausgeschiedenen Mitglieder) im gesamten Deutschen Reich und in den eingegliederten Gauen und Gebieten wie „Sudetenland“ und „Ostmark“ rund neunehalb bis maximal 10 Millionen Nationalsozialisten, die jemals die Mitgliedschaft erlangten.¹⁸⁸

Einige Eigenheiten meiner Sampling-Arbeit und Datengewinnung verdienen summarisch hervorgehoben zu werden. Zum einen ist es mein Zögern, dem damals in der angewandten Sozialforschung oft eingesetzten simplen gesellschaftlichen Schichtungsmodell zu folgen und gleich im Archiv die Berufsangaben zu klassifizieren und so in Erhebungsbögen einzutragen, zu verdanken, dass ich einen kapitalen Fehler vermied. Dadurch wäre es von Anfang an zu einer Verengung der späteren Analysemöglichkeiten gekommen. Dagegen übertrug ich im Vor-Computer-Zeitalter in wochenlanger Arbeit persönlich¹⁸⁹ die Informationen möglichst quellennahe auf die Erhebungsbögen, von denen sie erst später in den Computer (der Universität Salzburg, dann des LBIHS) eingegeben wurden. Ich konnte daher vom traditionellen historischen Arbeiten durch ein *learning by doing* aus den Archivquellen direkt profitieren und allmählich die Handschriften entziffern lernen, selbst Datierungen aufgrund der Schrift der Eintragungen und der Tintenfarbe vornehmen, was m.W. kein anderer Forscher gemacht hat und einen besonderen Wert meiner Datenbasis darstellt. (Bei späteren gut subventionierten Projekten zu dieser Thematik, zu denen es, im Gegensatz zu den (fern-)westlichen Nachbarn, in Österreich nie gekommen ist, hat sich allerdings eine in der Arbeitsteilung angelegte Fehleranfälligkeit von arbeitsteiligen Großprojekten gezeigt.) Besonders die verschobene

¹⁸⁷ Botz, Die österreichischen NSDAP-Mitglieder, 117.

¹⁸⁸ Jürgen W. Falter/Kristine Khachatryan, Wie viele NSDAP-Mitglieder gab es überhaupt und wie viele davon waren überzeugte Nationalsozialisten?, in: Falter, Junge Kämpfer, 177-196; hier 178.

¹⁸⁹ In der letzten Phase, als ich krankheitshalber im Winter 1977 die Arbeit im Archiv abbrechen musste, hat mir meine Mutter, mit dankenswerter Genehmigung des BDC-Direktors, Daniel Simon, ausgeholfen. Überhaupt bevorzugte die amerikanische Besatzungs-Archivverwaltung in den 1970er Jahren, als Deutsche im BDC noch nicht gern gesehen waren, nicht-deutsche Forscher. In meinem Fall ging das nicht nur so weit, dass ich (außer der Mitgliedskarte meines Vaters) frei im Karteikasten-Saal mein Sampling durchführen, sondern auch einzelne Zusatzinformationen aus der Parteikorrespondenz-Abteilung herausuchen konnte, was die Arbeit wesentlich beschleunigte.

Entscheidung über die räumlichen Zuordnungen, die soziale Mobilität oder die Aggregation der Berufsangaben in soziale Kategorien oder Schichtenmodelle hat mich davon abgehalten, falsche „Schnellschüsse“ abzugeben.

Es ist mir sinnvoll erschienen, verschiedene sozialstatistische Klassifikationen zuzulassen, die ganz unterschiedliche forschungsleitende Fragen implizieren bzw. unterstützen und mehrere sich ergänzende Antworten ergeben konnten. Als Alternativen haben sich mir damals angeboten: das populäre berufssoziale („ständisch“ beeinflusste) Gesellschaftsmodell, das ich für die 1930er Jahre in Österreich weiterhin für relevant erachte; ein Schichtungsmodell wie das sog. Schüren-Klassifikationssystem¹⁹⁰ hat sich erst später gerade auch bei international vergleichenden Untersuchungen bewährt.¹⁹¹ Kein einziges der mir damals verfügbaren „Systeme“ konnte mich jedoch grundsätzlich überzeugen. So skizzierte ich ein noch nicht weiter ausgeführtes „subsummierendes“ Klassifikationsverfahren,¹⁹² das mit der fuzzyset-Logik (unscharfer Mengen) vergleichbar sein könnte. Erst der Sozialhistoriker und Informatiker Manfred Thaller und Wilhelm H. Schröder haben seit den 1980er Jahren unterschiedliche, damit konforme praxisorientierte didaktische Modelle in die Salzburger „Quantkurse“ eingebracht.¹⁹³

Schon bei der Bergen-Konferenz von 1974 war eine Diskussion entstanden, wie Forschungsergebnisse zur sozialen Charakteristik des Nationalsozialismus, wie die von mir vorgetragenen, zu interpretieren seien. Möglich, jedoch nicht gleichermaßen plausibel erschienen (bzw. erscheinen) mir: NSDAP als Partei der „neuen“ oder/und „alten Mittelstände“? Als „Arbeiterpartei“, nicht im Sinne der industriellen „Arbeiterklasse“, sondern im Sinne einer sehr allgemeinen arbeitsrechtlichen und breiten Definition als „Lohnabhängige“? Als „Ober-“ oder „Unterschicht“-Phänomen? Als an politisch-kulturelle Milieus gebundenes und sich wandelndes Chamäleon? Oder als eine Art „Volkspartei“? Letztere Hypothese hat sich schon früh für mich bestätigt, obwohl die NSDAP als „Sammelpartei“ wegen der Unterrepräsentation der „klassischen“ Arbeiterschaft sowie anfangs auch der (katholischen) Bauern – sozial disproportioniert war. Für Phasen des Massenerfolgs der nationalsozialistischen *Bewegung* (und anderer Zwischenkriegs-Faschismen) und Teile der Systemphase hielt und halte ich den Begriff „asymmetrische Volkspartei“¹⁹⁴ für treffend, obwohl ihn mein Mentor Hans Mommsen von Anfang an ablehnte und nur als „allenfalls negative Volkspartei“ wegen der fehlenden politischen Integrations-

¹⁹⁰ Reinhard Schüren, *Soziale Mobilität. Muster, Veränderungen und Bedingungen im 19. und 20. Jahrhundert*, St. Katharinen 1989.

¹⁹¹ Siehe etwa: Wolfgang Meixner, C.1.3 Sozialstrukturanalyse nach dem Schichtungsmodell von Reinhard Schüren, in: Bauer/Botz/Meixner, *Sozialstruktur*, 123-128, alternativ dazu: Kurt Bauer, *Historische Milieuanalyse*, ebenda, 129-158.

¹⁹² Botz, *Die österreichischen NSDAP-Mitglieder*, 127-134.

¹⁹³ Manfred Thaller, *Numerische Datenverarbeitung für Historiker. Eine praxisorientierte Einführung in die quantitative Arbeitsmethode und in SPSS*, Wien 1982; Heinrich Best/Wilhelm H. Schröder, *Basiscurriculum für eine Quantitative Historische Sozialforschung. Vorschläge für eine Einführungsveranstaltung am Beispiel des Zentrums-Herbstseminars*, in: *Historical Social Research* 6 (1981) 1, 3-50.

¹⁹⁴ Gerhard Botz, *Arbeiterschaft und österreichische NSDAP-Mitglieder (1926-1945)*, in: Ardel/Hautmann, *Arbeiterschaft*, 29-48, hier 41; vgl. etwa Götz Aly, *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt a.M. 2005.

kraft der NSDAP gelten lassen wollte.¹⁹⁵ Damit ließ sich jedoch nicht mehr länger die solchen sozialstrukturell orientierten Untersuchungen implizite (und zeitspezifische) Suche nach einer ganz typischen soziologischen oder sozialgeschichtlichen Charakteristik des Nationalsozialismus (oder anderer Faschismen) aufrecht erhalten, worauf mich schon damalige Mommsen-Assistenten wie Bernd Weisbrod aufmerksam machten.

Keinen Zweifel kann es dagegen geben, dass die NSDAP in der Bewegungsphase in Österreich wie in der Weimarer Republik grundsätzlich überwiegend eine Partei der Jugend und der Männer, das heißt, der jungen Männer, war. Sie wies einen bemerkenswerten Wandel in und nach dem Ersten Weltkrieg und um 1933 bzw. 1938 auf und war durch sozialstrukturelle Heterogenität charakterisiert. Dies entsprach einigermaßen dem Ideologem, eine Partei des „ganzen“ Volkes bzw. der Nation – „völkisch“ – zu sein / bzw. sein zu wollen. Diesen Befund habe ich später immer wieder vorgetragen bzw. in berufsgruppen- und verbandsspezifischen Vorträgen, Publikationen und Spezialuntersuchungen ausgebaut.¹⁹⁶ Das geschah schon bei meinem „Vorsingen“ für die Professur in Salzburg, mit Erfolg, der sich bald auch mit der Veröffentlichung in der Neck-Festschrift von 1981¹⁹⁷ und dem darauf folgenden Eingehen dieser Ergebnisse in einen Großteil der österreichischen NS-Forschung¹⁹⁸ fortsetzte.

Im Strudel der Anforderungen in Salzburg und mit der Gründung des LBIHS sowie auch personellen Fehlentscheidungen unterblieben trotz der damit verbundenen Möglichkeiten weitere statistische und EDV-basierte Ausarbeitungen dieses Themas und des Datensatzes. Ebenso unterblieb die Gesamtanalyse einer von Anfang an aufgebauten Kontextdatenbank.¹⁹⁹ Diese war mit Albert Müller²⁰⁰ sowie mit Franziska Schneeberger,²⁰¹ Ingrid Matschinegg und Heinrich Berger²⁰² im

¹⁹⁵ Hans Mommsen, Zur Verschränkung traditioneller und faschistischer Führungsgruppen in Deutschland bei Übergang von der Bewegungs- zur Systemphase, in: Schieder, Faschismus, 157–181, hier 164.

¹⁹⁶ Siehe dazu das Publikationsverzeichnis im Appendix dieses Supplementhefts.

¹⁹⁷ Erstmals: Botz, Strukturwandlungen des österreichischen Nationalsozialismus, 163–193.

¹⁹⁸ Siehe etwa: Ernst Hanisch, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, Wien 1994, 106 und 113f.; Bauer, Struktur, 11; Rudolf Kriebaumer, Die großen Erzählungen der Politik. Politische Kultur und Parteien in Österreich von der Jahrhundertwende bis 1945, Wien 2001, 660ff.

¹⁹⁹ Gerhard Botz/Albert Müller u.a. (Hg.), Datenbasis zur Republik Österreich 1918–1938, Salzburg 1985, (LBIHS-Projektberichte 2.1–7), Salzburg 1985, 7 Bde.; siehe: Albert Müller, Eine Datenbasis zur Politik und Sozialgeschichte der Ersten Republik Österreich, in: ders./Manfred Thaller (Hg.), Computer in den Geisteswissenschaften, Frankfurt a.M. 1989, 315–334.

²⁰⁰ Albert Müller (geb. 1959), österr. Historiker, 1984–1997 wissenschaftlicher Mitarbeiter am LBI für Historische Sozialwissenschaft, seit 1998 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.

²⁰¹ Dr. Franziska Schneeberger (Historikerin, 1985–94 am LBIHS, grundlegend ihre Diss.: Sozialstruktur der Heimwehr in Oberösterreich. Eine vergleichend politische Sozialgeschichte der Heimwehrbewegung, ungedr. Diss., Univ. Salzburg 1988) und Dr. Ingrid Matschinegg (Sozialhistorikerin, Mitarbeiterin am Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Krems und ab 2012 an der Universität Salzburg).

²⁰² Alle vier hier Genannten waren Teilnehmer bzw. Lehrende an den Salzburger „Quantkursen“ und arbeit(et)en an LBIHS-Projekten mit.

LBIHS in Angriff genommen worden und sollte sozialstrukturelle und wahlpolitische Antworten auf offene Fragen zur Zwischenkriegszeit²⁰³ bringen. Zudem bot Jürgen Falter mit seinem schlagkräftigen Team schon 1983 eine Zusammenarbeit an und brachte die Wähler- und Kontextdatenbank in Gang.²⁰⁴ Doch wiederum kamen eine Berufung und Übersiedlung dazwischen, als ich schon 1994/95 einen (eher auf Einzelfälle ausgerichteten) Durchgang in der zentralen Mitgliederpartei der NSDAP (nun im Bundesarchiv, Berlin) und einzelne Analysen durchzuführen begonnen hatte.²⁰⁵

Einen neuen Erkenntnisgewinn eröffnete die Verknüpfung von Strukturgeschichte der NSDAP-Mitgliedschaft mit handlungstheoretischen und parteibürokratischen Dimensionen, sodass man in der Regimephase eher von einem „Machen von Parteigenossen“ sprechen kann.²⁰⁶ Die NSDAP versuchte immer wieder durch Bremsung des Zustroms von Beamten (und Opportunisten) bzw. durch gezielte Werbung um Bauern, zuletzt auch um junge Männer und Frauen am Ende der HJ-Jahre die soziale Zusammensetzung der Partei umzumodeln. Hitler und die zentrale Parteileitung hatten dabei eine imaginierte „Volksgemeinschaft“ im Kopf, die sich besonders an deutschnational-vorgeprägte Judenhasser und Demokratie-Skeptiker richtete, wobei auch Generationen- und Gender-Faktoren sowie zerbrochene oder fehlende Bindungen an die großen politischen „Lager“ zum Tragen kamen. All dies hätte jedoch nicht ausgereicht, ein volksparteiähnliches Ensemble von Anhängern aus unterschiedlichen sozialen Klassen und Gruppen anzuziehen und (zeitweise) an die NSDAP zu binden. Diesen Befund habe ich jüngst ebenso wie meine Thesen über die soziale Charakteristik des österreichischen Nationalsozialismus in seinem zeitlichen Wandel und seiner internen Differenzierung weiter entwickelt und auf der Basis einer Re-Analyse meiner BDC-Mitgliederdaten dargestellt.

Die älteren Darstellungen etwa von Gerhard Jagschitz und mir²⁰⁷ von einer immer mehr oder weniger stetig aufwärts weisenden NSDAP-Mitgliedschaftskurve müssen in diesem Sinn relativiert werden. Für ein kontinuierlich progressives Wachstum gibt es weder für die Periode zwischen 1928 und 1930 noch für die Illegalitäts-Phase wirklich eindeutige und „harte“ Daten; denn gerade für die zahlenmäßige Stärke der österreichischen NSDAP bis 1938 muss grundsätzlich bedacht werden, dass die zeitnahen Erfolgsmeldungen der Gauleiter über die zuneh-

²⁰³ Gerhard Botz/Albert Müller, „Zentren und Peripherien“ im Licht von Wahlergebnisse der Ersten Republik, in: Bericht über den 19. Österreichischen Historikertag in Graz 1992, Wien 1993, 545–559.

²⁰⁴ Siehe Dirk Hänisch, Die österreichischen NSDAP-Wähler. Eine empirische Analyse ihrer politischen Herkunft und ihres Sozialprofils, Wien 1998.

²⁰⁵ Wiederum mit dankenswerter Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung sowie durch datentechnische und sozialgeschichtliche Assistenz durch Albert Müller (LBIHS).

²⁰⁶ Gerhard Botz, Expansion und Entwicklungskrisen der NSDAP-Mitgliedschaft. Von der sozialen Dynamik zur bürokratischen Selbststeuerung? (1933–1945), Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, Bd. 55, Teil 1 u. 2. Festschrift für Lorenz Mikoletzky – Beruf(ung) Archiv (2011), 1161–1186.

²⁰⁷ Gerhard Jagschitz, Von der „Bewegung“ zum Apparat. Zur Phänomenologie der NSDAP 1938–1945, in: Emmerich Tálos/Ernst Hanisch/Wolfgang Neugebauer (Hg.), NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch, Wien 2001, 88–122 und Botz, Strukturwandlungen (siehe in diesem HSR Supplement 28, 214–240), Abb. 1.

mende Anzahl ihrer PGs besonders zwischen 1933 und 1938 geschönt, wenngleich nicht ganz falsch sein dürften. Eine erstmals durchgeführte Berechnung der jährlichen „Netto“-Mitgliederzahlen (Summierung der Beitritte abzüglich des Ausscheidens pro Jahr) ergab, dass es sowohl zwischen 1928 und 1930 als auch zwischen 1933 und 1937 eine Abnahme der jeweils aktuellen Mitgliederstände gab.²⁰⁸ Allerdings ist bei diesem Befund zu bedenken, dass nach dem „Anschluss“ durch die Parteiführung und -bürokratie (überwiegend vom Reichsschatzmeister in München) eine strenge Überprüfung aller österreichischen Nationalisten durchgeführt wurde, und zwar nicht nur der „Alten Kämpfer“ (bis 1933), sondern all jener, die nach dem 11. März 1938 behaupteten, tatsächlich ununterbrochen Nationalsozialisten (belegt durch kontinuierliche Mitgliedschaftszahlungen und NS-Bekenntnis) gewesen zu sein. Es gab unter den NSDAP-Mitgliedern eine außerordentlich starke Fluktuation und von den „Alten Kämpfern“ traten noch während des Parteiverbots, oft schon nach wenigen Monaten, rund 45 Prozent wieder aus.²⁰⁹

Allerdings war auch die Mitgliederverwaltung keineswegs so perfekt und verlässlich, wie die nationalsozialistischen Spitzenfunktionäre vorgaben und manche Historiker heute noch annehmen. Belege dafür habe ich auch in NSDAP-internen Akten gefunden, so Nachweise, dass es tatsächlich Beitrittsanträge gab, die nicht von dem/der Beitretenden persönlich unterschrieben waren. Auch gab es (neben dem „Altreich“ auch in Österreich) „schwarze“ Parteimitglieder, die zwar von Spitzenfunktionären der NSDAP aufgenommen, aber für die gesamte interne Parteiorganisation verschwiegen wurden. Besonders krasse Fälle lassen sich an zwei Österreichern aufzeigen, die in der Sowjetunion spionierten; sie übten wichtige wirtschaftlich-technische bzw. diplomatische Funktionen aus und konnten ihre geheimdienstlichen Tätigkeiten für den Nationalsozialismus über 1945 hinaus absolut geheim halten.²¹⁰

Eine prominente Rolle spielte während des NS-Regimes der offiziell bestätigte Status der ehemals „Illegalen“, was in der Zuteilung eines symbolischen Beitrittsdatums zum „1. Mai 1938“ kenntlich gemacht wurde und mit der Zuschreibung eines besonderen NS-Engagements und dem Anspruch auf Privilegien verbunden war. Umgekehrt leitete man nach 1945 und bis heute daraus *ad personam* immer eine besondere Verantwortlichkeit für den Nationalsozialismus ab, dies aber in völliger Verkenntung der NS-bürokratischen Realität. Mit Gewissheit bedeutete „Illegalität“ nur die nachträgliche Anerkennung nach einem parteibürokratischen Prüfungsverfahren im Jahre 1938 (seit Mai, in einzelnen Fällen auch noch erst 1939 und später), doch es wird auch von seriösen Historikern (und erst recht in journalistischen Artikeln) immer auf ein tatsächliches Verhalten von Personen geschlossen. Besonders absurd ist die nach 1945 (nicht nur von den „Ehemaligen“ vorgebrachte) Meinung, ein offizielles Beitrittsdatum eines Österreichers/einer Österreicherin zum 1. Mai 1938 bedeute, dass diese Person ohnehin erst nach (!) der NS Machtübernahme und

²⁰⁸ Die Eintragung der korrekten Zahl(en) unterblieben versehentlich bei der Schlusskorrektur von: Botz, österreichische NSDAP als asymmetrische Volkspartei, 430–434.

²⁰⁹ Ebenda, 453; dieser Befund kann auch ein Artefakt des unten beschriebenen Definitionsprozesses der PGs durch den Reichsschatzmeister sein.

²¹⁰ Ebenda, 443–446.

aus opportunistischen Gründen Nationalsozialist geworden sei. Dies ist eindeutig falsch.

Man kann dazu heute sagen, dass die Zahl der real (nicht nur parteibürokratisch „geadelten“) besonders engagierten Nazis, also der „Illegalen“, eher überschätzt wird, jedenfalls wenn davon ausgegangen wird, dass aus dem durch Hitler für die österreichischen „illegalen“ reservierten Block von 500.000 Nummern zwischen 6,1 bis 6,5 Millionen annähernd alle auch ausgegeben wurden, was nachweislich nicht stimmt. Tatsächlich gab es „nur“ etwa 280.000 (für die NSDAP-Bürokratie „echte“ „Illegale“), immerhin genügend viele, um das österreichische autoritätsstaatliche Regime zu unterminieren. Zunächst waren 1938 rund 100.000 Ansuchende, die als „illegal“ gelten wollten, abgelehnt, dann aber doch größtenteils unter (rückwirkenden) Beitrittsdaten vor allem ab 1940 in die Partei gelassen worden, nicht zuletzt, da diese wachsende Einnahmen aus Mitgliedsbeiträgen benötigte. Daraus kann die Zahl der durch ihr Engagement, nicht nur durch die parteioffizielle Überprüfung ausgewiesenen österreichischen „Illegalen“ in der Größenordnung von 380.000 geschätzt werden.²¹¹

Ebenso zentral für die kritische Forschung über die österreichische NS-Vergangenheit und in (den in- wie ausländischen) öffentlichen Diskursen darüber ist die nur scheinbar banale Frage nach der Gesamtzahl der Österreicher und Österreicherinnen, die jemals (für kurze oder lange Zeit) Mitglieder der NSDAP gewesen sind. Einigermassen etabliert war die Zahl von 688.000 PGs, die auf parteieigene Angaben aus dem Jahr 1942 zurückgeht. Aus unseren stichprobenbasierten Berechnungen²¹² hatte es jedoch bis Frühjahr 1945 etwa 746.000 Mitglieder in den (erweiterten) „ostmärkischen“ Reichsgauen gegeben. Dies bedeutet jedoch wegen des „Abgangs“ durch Austritte, Ausschlüsse, Todesfälle u.dgl., dass niemals gleichzeitig derartig viele PGs in den vergrößerten „Alpen- und Donaureichsgauen“ (mit über 7 Millionen Einwohnern) gezählt wurden. Somit waren etwa 10,7% aller „Ostmärker“ (oder etwa ein Viertel aller erwachsenen Männer) irgendeinmal Nazis. (Im erweiterten „großdeutschen“ Reichsgebiet um 1942 betrug dieser Prozentsatz geschätzte 11,3 %.²¹³) Demnach wären die NSDAP-Mitglieder in der „ostmärkischen Wohnbevölkerung“ nicht stärker, wie ich und viele andere Historiker bisher angenommen haben, sondern eher schwächer vertreten gewesen als jene im gesamten „Großdeutschen Reich“; dieser Befund wird noch durch weitere Untersuchungen und Analysen zu überprüfen sein.

²¹¹ Aus ebenda, 432 f. hervorgehend.

²¹² Durch Alexander Prenninger, Mitarbeiter auch am NSDAP-Sozialstrukturprojekt im LBIHS.

²¹³ Nach Falter, Junge Kämpfer, 9f. und 177f.

7. Wanderlust, Professuren, Salzburger Methodenkurse, LBIHS, Wien – Gerhard Botz im Interview mit Jiří Pešek und Nina Lohmann (2013)²¹⁴

28. Sept. – 1. Okt. 1978: „Einführungskurs: Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft“ (I. „Quantkurs“) an der Univ. Linz; 1. Dez. 1978: Vortrag „‘Oral History’ – Wert, Methoden und Probleme der ‚mündlichen Geschichte‘“, Festveranstaltung 10 Jahre LBIAB, Univ. Linz; 1. Jan. 1979: Geburt meines zweiten Sohnes, Daniel;
1. Sept. 1980: Berufung als O. Univ.-Prof. für Österr. Geschichte mit bes. Berücks. d. Zeitgeschichte (Nachfolge Erika Weinzierl) an der Univ. Salzburg; 16.–19. Okt. 1980: III. „Quantkurs“ und universitäre Weiterbildungsveranstaltung, Univ. Linz, danach Transfer an die Univ. Salzburg; 27. Sept bis 2. Okt. 1980: V. „Quantkurs“, (mit Quantum e.V. Köln), Univ. Salzburg;
1. Sept. 1982: Gründung und Leiter des „Ludwig Boltzmann-Instituts für Historische Sozialwissenschaft“ (LBIHS) in Zusammenarbeit mit dem Inst. f. Geschichte der Univ. Salzburg; 1. Okt. 1982: Geburt meines dritten Sohnes, Fabian; Spring Quarter 1985: Visiting Prof. (European History), Univ. of Minnesota, Minneapolis; 18.–28. Sept. 1985: VIII. „Quantkurs“ und I. „Qualkurs“ – „Neue Methoden in der Geschichtswissenschaft“, LBIHS mit Univ. Salzburg;
Winter bis Summer Quarter 1986: Austrian Chair, Stanford University; 8.–9. Mai 1987: Internat. Tagung „Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte“, LBIHS mit Univ. Salzburg; Summer Quarter 1987: Visiting Prof. (European History), Stanford Univ.; Feb.–März 1989: Directeur d'Études Associé an der „École des Hautes Études en Science Sociales“ (EHESS), Paris;
18.–26. Sept. 1989: I. „Bildkurs“ mit V. „Qualkurs“ und XII. „Quantkurs“, zusammen mit I. Internationaler Hochschullehrgang „Neue Methoden in der Geschichtswissenschaft“, Univ. Salzburg und LBIHS; 14.–23. Sept. 1992: IV. Hochschullehrgang „Neue Methoden in der Geschichtswissenschaft“ als ERASMUS-Intensivprogramm, Univ. Salzburg und LBIHS; 12.–22. Sept. 1993: V. (und letzter) Hochschullehrgang (mit ERASMUS) in Salzburg und Transfer an die Univ. Bergen;
November 1994 – Februar 1995: Fortsetzung des A. v. Humboldt-Forschungsstipendiums in Berlin (BDC bzw. Bundesarchiv);
1. Juli 1997: Berufung als O. Prof. für Zeitgeschichte (Nachfolge Erika Weinzierl) an der Univ. Wien und Transfer des LBIHS an das Institut für Zeitgeschichte ebenda; Dez. 2001 – Jan. 2002: Gastprofessor an der EHESS, Paris; 2001–2004: Leitung des „Mauthausen Survivors Documentation Project“ (MSDP) mit dem DÖW und dem Inst. f. Konfliktforschung, Wien; 2002–2004: Vorsitzender des Beirats zur Reform der Gedenkstätte Mauthausen beim BMI, Wien; seit 2004 Vizepräsident des „Internationalen Mauthausen Forum“, Wien; 2005/06, 2011 und 2015: Sprecher (Leiter) des Clusters Geschichte der LBG (bestehend aus dem LBIHS und drei weiteren LBI in Graz und Wien; 2007–2017: Leitung des „Mauthausen Survivors Research Project“ (MSRP) des LBIHS;
30. Sept. 2009: Emeritierung als Professor der Univ. Wien, weiterhin Leitung des LBIHS (bis zu dessen Schließung 2017); 2010–2016 Leitung der internat. Tagung und des Projekts „Räume extremer Gewalt in Europa im 20. Jahrhundert“ des Clusters Geschichte der LBG.

Pešek/Lohmann: Sie gelten eigentlich als der methodologische Fachgründer der Zeitgeschichte in Österreich: Sie haben in Österreich die Historische Sozialwissen-

²¹⁴ Leicht gekürzter und ergänzter Schlussteil des Interviews, mit freundlicher Genehmigung der Interviewer aus: Gerhard Botz, „Im Ausland ist man sich der eigenen Identität bewusst.“ Interview von Jiří Pešek/Nina Lohmann mit Gerhard Botz am 20. Juni 2012 in Wien (ergänzt am 28. August 2013), in: Jiří Pešek / Oliver Rathkolb et al., *Zeitgeschichte in Bewegung. Die österreichische Erforschung des 20. Jahrhunderts*, Prag 2013, 79–91.

schaft und die Oral History etabliert. Es ist interessant, dass diese neuen Akzente immer an den nicht alt-etablierten Universitäten zur Welt kommen. In Deutschland sind es Bielefeld und Bochum, in Österreich sind es vor allem Linz und Salzburg, wobei Linz doch immer eine schwächere Position in den Geisteswissenschaften hatte. Das Historische Seminar der Universität Salzburg, 1964 gegründet, wurde dann wirklich zu der Stelle, wo man die Zeitgeschichte auch methodologisch verortete – um Erika Weinzierl²¹⁵ und Fritz Fellner,²¹⁶ dann direkt mit Ernst Hanisch,²¹⁷ Ihnen und Josef Ehmer.²¹⁸ Dadurch wurde Salzburg eigentlich zu einem Brutofen der modernen Zeitgeschichtsforschung in Österreich.

Botz: Ja, so kann man sagen. In Salzburg waren allerdings die ‚weichen‘ Methoden der *Oral History*, die ich von Anfang an als Ergänzung der Quantifizierung propagiert hatte,²¹⁹ bald bei den Studenten besonders populär. Da bin ich in die internationalen Netzwerke der *Oral History* gekommen, die eigentlich eine ‚basisdemokratisch‘ orientierte geschichtspolitische Bewegung gewesen sind.²²⁰ Die *Oral History* ist in Salzburg zwar weiterhin mit Embacher²²¹ und Lichtblau²²² stark, aber quantifizierend arbeiten dort bis auf Gerald Sprengnagel²²³ nur noch wenige. Alle drei waren Assistenten bei mir.

Aber Sie haben recht: Die großen Universitäten machen einen sehr beschäftigt, da ist so viel zu tun, und es gibt natürlich auch große Anregungen im hauseigenen eingefahrenen Fach. In einer kleinen und neuen Universität wie in Linz musste ich mit den Soziologen, mit den Statistikern, mit den Technikern, mit den Juristen reden. In Salzburg musste ich dazu mit den Kommunikationswissenschaftlern reden, auch mit den anderen historischen Teildisziplinen. Seit ich in Wien bin, habe ich fast nur mehr mit Historikern gesprochen, wenn überhaupt. Das ist aber offen-

²¹⁵ Siehe zu Erika Weinzierl Fußnote 97 (oben im 7. Teil).

²¹⁶ Fritz Fellner (1922–2012), seit 1964 (Gründungs-)Professor für Allg. Geschichte der Neuzeit am Institut für Geschichte der Universität Salzburg, bis zu seiner Emeritierung 1994.

²¹⁷ Ernst Hanisch (geb. 1940), 1979–2004 Professor für Neuere Österreichische Geschichte am Institut für Geschichte der Universität Salzburg.

²¹⁸ Josef Ehmer (geb. 1948), 1993–2005 O. Prof. für Allg. Geschichte der Neuzeit am Institut für Geschichte der Universität Salzburg, sodann (bis 2015) für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Univ. Wien.

²¹⁹ Botz, *Neueste Geschichte zwischen Quantifizierung*, 13–36.

²²⁰ Siehe Gerhard Botz/Josef Weidenholzer (Hg.), *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte ‚geschichtsloser‘ Sozialgruppen*, Wien 1984; Annette Leo/Franka Maubach (Hg.), *Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk*. Mit einem Nachwort von Lutz Niethammer, Göttingen 2013.

²²¹ Helga Embacher (geb. 1959), Oral Historian, Historikerin der Zeitgeschichte und Emigrationsgeschichte, Professorin an der Universität Salzburg und Mitarbeiterin am Zentrum für jüdische Kulturgeschichte Salzburg.

²²² Albert Lichtblau (geb. 1954), Video-Historiker, Historiker der Sozial- und Minderheitengeschichte, Professor und stellvertretender Leiter des Zentrums für jüdische Kulturgeschichte an der Universität Salzburg.

²²³ Gerald Sprengnagel (geb. 1954), Historiker der quantifizierenden Sozial- und Zeitgeschichte, Ass.-Professor an der Universität Salzburg.

sichtlich eine Wiener Tendenz. Die Macht einer starken Forschungstradition erschwert, dass neue Ansätze entstehen.

Ich bin natürlich zuerst auch komisch angeschaut worden mit der Quantifizierung. In Salzburg wollten mich die Studenten anfangs in der Zeitgeschichte verhindern mit diesem Zugang. Dann allerdings konnte ich gegen permanente Querschüsse von Kollegen meine aus Linz mitgebrachten „Quantkurse“ von 1978/79 – postgraduale Einführungskurse in quantifizierende Methoden in der Geschichtswissenschaft – etablieren und ausbauen. Bald habe ich, meinem integrativen Methodenpluralismus folgend, einen „Qualkurs“ über *Oral History* dazu geschaltet und schließlich als drittes – schwächeres – Bein einen von Georg Schmid²²⁴ geleiteten „Bildkurs“ angeregt.²²⁵ Das alles wurde durch ein fantastisches Leitungsteam²²⁶ getragen und war zuletzt in den jährlichen Erasmus „International Summer Schools ‚New Methods in History‘“ zusammengefasst: Für ein bis zwei Wochen sind rund 20 meist ausländische Lehrende und ca. 100 bis 120 Studierende (aus vielen europäischen, auch aus ostmitteleuropäischen Ländern) nach Salzburg gekommen. In einer solchen Methodenpluralität hat es das damals auch in Deutschland nirgendwo gegeben. 1993 habe ich die Leitung zurückgelegt und zum Teil an Josef Ehmer, der damals nach Salzburg gekommen ist, und zu Jan Oldervoll (Univ. Bergen, Norwegen) transferiert.

Die damaligen Wiener Zeitgeschichtler haben das alles ignoriert, und niemand von ihnen hat je an den Salzburger Methodenkursen teilgenommen. Das innerösterreichisch traditionelle Gewicht des Wiener Instituts für Zeitgeschichte war allerdings so groß, dass hier – ausgenommen die Sozialhistoriker, Neuzeitler und Mediävisten – nur ganz wenige Leute in der Historikerzunft das, was in Salzburg geschehen ist, positiv gesehen haben. Mit einigen älteren Wiener Zeitgeschichte-Assistenten, die mit mir studiert hatten, hab ich fachlich einen guten Kontakt gehabt, aber die haben sich auf Methoden-Experimente überhaupt nicht eingelassen.

Pešek/Lohmann: Aber Sie haben sich darauf eingelassen....

Botz: Warum? Weil ich in Linz, muss ich sagen, den direkten menschlichen Umgang gehabt habe mit den Soziologen und den Statistikern. Auf der Assistentenebe-

²²⁴ Georg Schmid (geb. 1944), Neuzeit-Historiker, Semiologe und Schriftsteller, 1998–2004 a.o. Prof. für Allg. Geschichte der Neuzeit am Institut für Geschichte der Univ. Salzburg, lebt seit 1994 in Frankreich und Kanada.

²²⁵ Siehe Gerhard Botz/Christian Fleck/Albert Müller/Manfred Thaller (Hg.), „Qualität und Quantität“. Zur Praxis der Methoden der historischen Sozialwissenschaft, Frankfurt a.M. 1988.

²²⁶ Zunächst war Wilhelm H. Schröder eine Schlüsselperson des Methodenkurses, dann kamen dazu: ab 1982 auch Manfred Thaller (geb. 1950, österreichisch-deutscher Historiker und Informatiker, 1978–1995 Senior Research Fellow am Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen, 2000–2015 Professor an der Univ.Köln), seit 1984 Albert Müller, seit 1985 Christian Fleck (geb. 1954, österr. Soziologe, a.o. Professor an der Univ. Graz), und Michael Pollak (1948–1992, österreichisch-französischer Soziologe, 1982–1992 *directeur de recherche* am CNRS in Paris, Mitglied des Institut d'Histoire du Temps Présent, Paris). Alle zusammen bildeten mit mir bis 1993 die *steering group* der Salzburger Methodenkurse und waren mitverantwortlich für die Festlegung der Lehrenden und der Lehrveranstaltungen. Sie unterrichteten auch oft selbst und vermittelten Kontakte zu west- und mitteleuropäischen Interessenten.

ne redet man noch miteinander – wenn man Professor ist, ist es schon schwieriger. Man trifft sich als Junger leichter in der Mensa, auf dem Korridor, bei Veranstaltungen und diskutiert über verschiedenste Probleme. Das ist der Vorteil von kleineren Einheiten. Auf der anderen Seite: Wenn sie zu klein sind, gibt es keine interne Diskussion. Da war Salzburg schon größer, Linz war klein, so dass man interdisziplinär werden musste, und die Geschichtswissenschaft in Wien ist natürlich fachhistorisch überhaupt toller, großartiger. Aber hier war und bin ich auch älter, als ich in Salzburg war. Die eigene Altersentwicklung spielt natürlich eine Rolle: Ich habe als Älterer ein bestimmtes Profil, das soll ich aufrecht erhalten, meinen alle. Macht man das, dann komme ich nicht mehr dazu, etwas Neues zu beginnen.

Pešek/Lohmann: Das ist auch immer die Frage des Zugangs zur Thematik. Die Frühneuzeitler, die Mittelalterforscher entwickeln die Methoden, weil sie sie täglich benötigen, wenn sie bestimmte Fragen stellen möchten. Das Material ist zwar nicht so wenig, wie immer behauptet wird, aber es ist nicht so bunt strukturiert. Es gibt bestimmte Blöcke, und wenn man andere Fragen stellen, andere Ergebnisse erzielen möchte, muss man zunächst ganz neue Fragewege öffnen. Bei den Zeitgeschichtlern herrscht offenbar sehr oft so ein Gefühl: Wir haben sowieso Berge von maschinenge-tipptem Material, warum sollten wir uns mit Methoden aufhalten? So fehlt häufig die Quellenkritik, und das, was auf dem Stück Papier steht, wird dann als die absolute Wahrheit betrachtet.

Botz: Sie haben vollkommen recht. Das hat auch Jedlicka so gesagt, und das ist ein Grund, dass Zeitgeschichtler oft lange Zeit einen sehr naiven Zugang zu den Quellen hatten. Da schwört man auf Zufallsfunde, „geheime Dokumente“ und von einem Schriftstück aus wird dann groß interpretiert! Es gibt tolle Archivquellen, ja. Aber dass man dann eins zu eins daraus schließt, was da drinnen steht, sei die Wahrheit... Das ist sie aber noch lange nicht. Ich habe mir irgendwo im Studium eine gesunde Skepsis dagegen erworben.

Pešek/Lohmann: Sie haben sich ursprünglich mit den deutschen Impulsen sehr beschäftigt, seit den 1970er Jahren rezipieren Sie dann wesentlich intensiver die anglo-amerikanischen Strömungen. Für viele Forscher sind die Amerika-Aufenthalte sehr wichtig, und zwar nicht unbedingt im Sinne der Eröffnung einer neuen Welt, sondern offensichtlich vor allem durch die Konfrontation mit den „Eingeborenen“, was dann wiederum für die eigene Arbeit, die eigene Denkweise sehr inspirierend sein kann.

Botz: Ja, im Ausland wird man sich der eigenen Identität bewusst. Wieso gerade Deutschland? Wien ist ja sehr stark österreichzentriert. Bei mir ergab sich anderes von meiner Herkunft aus einer kleinen Grenzstadt am Inn und auch über die Uni Linz. In Linz waren sehr viele deutsche Professoren, es war ja eine Neugründung. Linz ist auch relativ nahe zur deutschen Grenze – ich bin fast öfter nach München gefahren als nach Wien. [...]

Über Hans Mommsen, der oft an den jährlichen „Linzer Konferenzen zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ teilgenommen hat, hat sich ergeben, dass ich um ein Alexander von Humboldt-Forschungsstipendium angesucht und es bekommen habe, 1976/77 habe ich im Berlin Document Center eine große Stichprobe aus der

NSDAP-Hauptkartei gezogen und bald zum Teil veröffentlicht.²²⁷ Aus diesen Aufenthalt vor allem in Berlin sind dauerhafte Kontakte mit deutschen und nicht-deutschen Historikern und Instituten entstanden, so mit den Kölner historischen Sozialforschern um Wilhelm H. Schröder und mit der Gruppe „QUANTUM“.

Ich bin schließlich nach England gefahren. In England hab ich dann für uns neue historische Methoden gesehen. Die englische Sozialgeschichte, auch die mit dem Computer betriebene quantifizierende Geschichte, hat enge Beziehungen gehabt wiederum zu den USA. Auch in England hat sich die Innovation ja oft an den Randuniversitäten entwickelt – nicht immer in den großen Londoner Universitäten oder in Oxbridge, sondern etwa in Colchester, an der University of Essex. Und das war dort auch eine linke Neugründung, eine Reformuniversität wie Linz, an der ich mich sehr wohl gefühlt und *Summer Schools* absolviert habe. Aber in Colchester wurde nicht nur *Quantitative History*, sondern auch *Oral History* unterrichtet – der Gründer dieser neuen historischen Methode, Paul Thompson,²²⁸ hat hier gelehrt.

Pešek/Lohmann: Wie sind Sie dann nach Amerika gekommen?

Botz: Nach Amerika bin ich erst 1982 gefahren, als ich schon Professor in Salzburg war. Dann bin ich oft jedes oder jedes zweite Jahr drüben gewesen, habe Vorträge gehalten oder war auf Tagungen. Ich habe mich beworben für Gastprofessuren: 1985 war ich in Minneapolis an der University of Minnesota und dann die nächsten zwei Jahre für die Hälfte der Zeit in Stanford auf dem Österreich-Lehrstuhl. Danach sind meine Pariser Jahre gekommen. Ich habe mir gesagt: Jetzt habe ich genug von Amerika, jetzt kenne ich Amerika, jetzt zurück nach Europa. Ich bin zum Europäer geworden in Amerika. Und ich bin zum Österreicher geworden in Frankreich. Ich wollte sogar ursprünglich mit meiner Frau und den Kindern aus Österreich weg, es war uns politisch zu eng. Zum Glück bin ich nicht genommen worden in Minneapolis, auch in North Carolina war ich ziemlich hoch oben auf einer Berufsliste. Das wäre wohl eine Katastrophe geworden. Als Europäer mit 45 dort hingehen? Ich hatte in Österreich ein Professorengeloh, eine Infrastruktur, zwei Assistenten in Salzburg, habe mit der Methodik schon einen Namen gehabt....

Meine wichtigsten Dinge sind mir passiert – dass ich nicht Künstler wurde, ist ein Glücksfall, dass ich nicht Biologe wurde, ist vielleicht auch ein Glücksfall, dass ich nicht nach Amerika gegangen bin, ist wieder ein Glücksfall [...] Ich bin mit meinem Lebenslauf größtenteils sehr zufrieden, mit dem was ich tue, was ich getan habe und auch mit diesen Weichenstellungen. Ich hatte lange nicht gedacht, dass ich Professor werde. Ende der 1960er Jahre waren die Universitäten noch zu, es gab wenige Posten, für Zeitgeschichte fast nichts, ausgenommen in Wien bei Jedlicka. Erst die Kreisky-Regierung [1970–1983] hat dann – nachholend zum Ausbau der Höheren Schulen – das Anstellungsfeld expandieren lassen, und mit neuen Lehrstühlen sind neue Assistenten gekommen. Ich war gleich bei der ersten Neuerungsweise in Linz dabei. Die Zeitgeschichte-Professur Erika Weinzierls hat es auch

²²⁷ Botz, Strukturwandlungen, 163–193, in diesem HSR-Supplement 28 gekürzt abgedruckt (214–240).

²²⁸ Paul Thompson (geb. 1935), brit. Soziologe und Sozialhistoriker, Pionier der *Oral History*, 1964 *Lecturer*, seit 1988 *Research Professor* für Soziologie an der University of Essex.

schon früh gegeben in Salzburg. Die anderen Universitäten sind erst später [...] dazu gekommen. Das war für meine Generation ein Glücksfenster.

Pešek/Lohmann: Wie bewerten Sie diese internationalen Erfahrungen? Sie haben ja schon angedeutet, dass sie Ihre Perspektive auf die Heimat – Österreich – verändert haben. Welchen Einfluss hatten sie aber auf Ihre weitere fachliche Entwicklung?

Botz: Amerika und jede dieser Auslandserfahrungen waren sehr wichtig, auch für meine nationale Identität, weniger für ‚Heimat‘, und natürlich für die Einbindung in internationale Diskurse. Ich habe sehr früh auch Kontakte zu Norwegern und Engländern gehabt, über ein internationales Faschismusprojekt, in dessen Rahmen ich von Stadler nach Bergen geschickt wurde zu einer großen Konferenz.²²⁹ Als auch quantifizierend und theorieorientiert arbeitender Historiker habe ich dort sofort mit westlichen Soziologen und Politologen beste Kontakte gehabt und wurde als *assistant editor* kooptiert. Das war schon 1974. Also, die europäische Orientierung an der Sozialgeschichte, an der soziologisch geprägten, quantifizierenden Geschichte, ist bei mir schon in den 1970er Jahren entstanden. Norwegische Freunde um Stein Rokkan haben gesagt: Du bist ja ein vergleichender Politologe, kein Historiker! In Amerika habe ich eine völlig neue Welle von Politisierung mitgemacht. Die hat aber bei mir eigentlich noch in Österreich angefangen. 1985 hat in Österreich der alte Gründungsmythos von „Österreich als dem ersten Opfer des Nationalsozialismus“ aufzubrechen begonnen. Als eine politische Debatte um die Rückkehr des SS-Kriegsverbrechers Walter Reder aus Italien entstanden ist, habe ich sofort zwei Artikel für die Tageszeitung *Kurier* geschrieben.²³⁰ Allgemein gilt: Viele meiner innovativen Ideen formuliere und artikuliere ich zuerst als Polemik, als Artikel für Zeitungen. Jedenfalls bin ich schon 1995 in den USA sehr österreichkritisch geworden bezüglich der Nazivergangenheit. Und kaum war ich neuerlich in Amerika, 1986, ist die Waldheim-Affäre²³¹ explodiert. Da habe ich von Stanford aus die Sache verfolgt, und als ich wieder zurück gewesen bin, im Herbst 1986 und wiederum im Frühling und Herbst 1987, habe ich mich vehement eingebracht in die politische Diskussion in Österreich. In der Universität hatte ich kaum jemanden, der mich verstand, außer ein paar Freunden und Kollegen in Wien,²³² die mich zu

²²⁹ Larsen/Hagtvet/Myklebust, Who were the fascists.

²³⁰ Gerhard Botz, Marzabotto war kein Einzelfall, in: *Kurier* (Wien), 12.2.1985, 5; ders., Unsere unbewältigte Vergangenheit, *ibid.*, 13.2.1985, 5.

²³¹ Die 1986 im Wahlkampf um das Bundespräsidentenamt begonnene Waldheim-Affäre war eine Debatte um die vermutete Beteiligung des früheren UN-Generalsekretärs und späteren (1986–1992) österreichischen Bundespräsidenten Kurt Waldheim (1918–2007) an Nazi-Kriegsverbrechen. Eine Historikerkommission konnte Waldheim 1988 zwar keine Mittäterschaft, jedoch eine Mitwisserschaft attestieren. Die Affäre veränderte die innerösterreichische Debatte über die Beteiligung von Österreichern an NS-Verbrechen nachhaltig. Vgl. dazu Michael Gehler, Die Affäre Waldheim, in: Rolf Steininger/Michael Gehler (Hg.), *Österreich im 20. Jahrhundert*, Bd. 2, Wien 1997, 355–414; Barbara Tóth/Hubertus Czernin (Hg.), 1986. Das Jahr, das Österreich veränderte, Wien 2006.

²³² Vor allem Edith Saurer (1942–2011), österreichische Neuzeithistorikerin, forschte besonders über Geschlechter- und Sozialgeschichte, Professorin und Proponentin der Frauengeschichte an der Univ. Wien. – Michael Weinzierl (1950–2002), österreichischer Historiker, arbeitete vor allem über englische Geschichte und Aufklärung, Prof. am Institut für Geschichte der

Gleichgesinnten im „Republikanischen Club“²³³ gebracht haben. Fast nur hier, bei meinen Salzburger Mitarbeitern und im „Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands“ (DÖW)²³⁴ hatte ich intellektuellen und emotionellen Rückhalt.²³⁵ Bis zu Morddrohungen, Gewaltandrohungen mir und meiner Familie gegenüber ist die öffentliche Ablehnung nach Fernsehauftritten von mir gegangen! Das ist schon unter Druck setzend gewesen. Da war ich sehr froh, als ich 1987 im Sommersemester wieder in Amerika sein konnte.

Pešek/Lohmann: Na gut, aber wie haben sich diese Aufenthalte in Amerika auf Ihre Forschungsarbeit ausgewirkt? Und was konnte Ihnen nach England und Amerika Frankreich, wo Sie ja auch mehrfach waren, noch bieten?

Botz: Mein Zugang bis dorthin ist sehr szientistisch, quantifizierend, methodenorientiert gewesen. Ich habe mich ab 1985 politisiert, mein Stil hat sich verändert, ich habe essayistisch geschrieben – ich bin im nächsten Jahr in Kalifornien gewesen, habe hinausgeschaut auf die Palmen in Stanford, eine Pfeife geraucht und Geschichte langsam neu geschrieben. Dann, als ich zurückgekommen bin, habe ich gedacht, jetzt muss ich die französische historische Richtung kennenlernen. Dabei hat mir ungemein genutzt, dass einer meiner Linzer Studenten, ein späterer Freund und Mitarbeiter, Michael Pollak,²³⁶ ein enger Mitarbeiter Pierre Bourdieus und des Pariser „Institut d'Histoire du Temps Présent“ und persönlich im engsten Umfeld Michel Foucaults gewesen ist. Von ihm habe ich selbst viel gelernt. Sehr wichtig war auch, dass der aus Österreich vertriebene Historiker Félix Kreissler²³⁷ in Rouen ein Zentrum für Österreich-Studien aufgebaut hatte. Der Ex-Österreicher Clemens Heller²³⁸ als Assistent Fernand Braudels die „Maison des sciences de l'homme“

Univ. Wien. – Peter Weinberger (geb. 1953), österreichischer Quantenchemiker, war Professor an der Technischen Univ. Wien, lebt z.T. in New York. – Zusammen mit diesen und anderen gründete Gerhard Botz 1994 eine „Plattform Universität und Demokratie“, deren Vorsitzender er bis 2002 war und die vor allem für Universitätsreform und gegen Jörg Haider (1950–2008, Vorsitzender der FPÖ, Landeshauptmann von Kärnten), öffentlich aufgetreten ist.

²³³ Lockere Vereinigung (gegr. 1986) von linkskritischen Künstlern, Journalisten und Wissenschaftlern in Wien, die gegen Kurt Waldheim und Jörg Haider auftrat und weiterhin gegen Rechtsextremismus und Rassismus auftritt.

²³⁴ DÖW (Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands) in Wien, gegründet 1963 von Herbert Steiner (1923–2001, Doz. für Zeitschichte an der Univ. Wien) und anderen, fortgeführt ab 1983 von dessen Nachfolgern Hon.-Prof. Dr. Wolfgang Neugebauer (geb. 1944) ab 2010 von Hon.-Prof. Dr. Brigitte Bailer-Galanda (geb. 1952) und ab 2014 von Dr. Gerhard Baumgartner (geb. 1957); es ist das wichtigste österreichische Dokumentations- und Forschungszentrum zu Widerstand, Verfolgung und Rechtsextremismus.

²³⁵ Siehe etwa: Botz, „Staatsfeind“, 1068–1081.

²³⁶ Siehe zu ihm: Liora Israël/Danièle Voldman (Hg.), Michael Pollak. *De l'identité blessée à une sociologie des possibles*, Paris – Bruxelles 2008.

²³⁷ Felix Kreissler (1917–2004), österr.-franz. Historiker und Literaturwissenschaftler, NS-Widerstandskämpfer, Gründer des Centre d'Études et de Recherches Autrichiennes in Rouen (1975, heute Centre de Recherche sur l'Autriche et l'Allemagne).

²³⁸ Clemens Heller (1917–2002), aus Wien stammender franz. Wissenschaftsmanager, ursprünglich Historiker und Assistent Fernand Braudels, Mitbegründer und 1985–1992 Direktor der Fondation Maison des sciences de l'homme (MSH) in Paris.

geleitet und mich dort als einen der ersten österreichischen Junghistoriker eingeführt hat. Die *Annales* und den Namen Braudels habe ich schon früher gekannt, auch durch die Wiener Geographie. Das Raumparadigma hatte ich schon im Geographiestudium kennengelernt. Ab 1988 bin ich mehrere Male nach Paris gefahren, mit Einmonats-, Zweimonats-Stipendien an der École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS). Ich bin dort gewesen gerade zu dem Zeitpunkt, als die klassische sozial- und mentalitätsgeschichtlich orientierte Strukturgeschichte-Schule der *Annales* durch linguistische und kulturwissenschaftliche Einflüsse gebrochen und ungemein pluralistisch, aber nicht ‚postmodern beliebig‘ wurde. Da waren die wegweisenden Artikel in der Zeitschrift *Annales* von 1988 und 1989, also: Wir stehen an einem neuen Beginn.²³⁹ Und das hab ich dann auch mitgebracht²⁴⁰ und in die in Gründung befindliche „Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften“, deren Gründungs- und Herausgeber-Team ich bis 2000 angehörte, eingebracht.

Pešek/Lohmann: Das ist auch eine Generationswende. Die letzten Jahre von Braudel waren ja ziemlich konfliktreich.

Botz: Braudel ist früher gestorben, bevor diese Wende in den *Annales* eingetreten ist. [...] Ich war 1988/89 und 1992 in Paris und wieder 2001/02. Da bin ich auch Pierre Nora begegnet. Ich habe dann in Salzburg auch mit Erinnerungsgeschichte angefangen. Das ist also meine dritte Wende oder theoretisch-methodische Richtung gewesen, die ich auch noch weiter betreibe, die aber nicht mehr so wichtig für mich ist. Dass ich das alles parallel betreibe, hängt auch mit meiner Vorstellung zusammen, dass ich nicht einer einzigen Methode, einer Richtung absolut vertraue. Ich stehe immer gerne auf mehr als einem, mehr als zwei, vielleicht auf mehr als drei Beinen, wenn es geht.

Also, das sind meine Pariser Jahre gewesen. Dann habe ich auch genug gehabt von diesem Herumreisen, genug der Wanderjahre! Schließlich sind meine Scheidung und meine Herzerkrankung akut geworden und zur selben Zeit habe ich die Salzburger *Summer School* abgegeben. Ich habe nun die Zeit genützt, um etwas Neues zu denken. Wenn man so eine *Summer School* macht, tut man nichts anderes als aufbauen, einladen, organisieren, abrechnen. Das wollte ich nicht mehr länger. In eine ähnliche Falle bin ich aber wieder in Wien gegangen, als ich internationale Tagungen und Projekte für mein Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft organisiert habe.

Einerseits hatte ich nach 1993 Spielraum gehabt, mich in Wien zu bewerben; die Nachfolge von Weinzierl habe ich 1997 – nach fast zweijähriger Hinauszögerung – bekommen. Andererseits habe ich noch in Salzburg begonnen, intensiv für das Innenministerium ein Rahmenkonzept für die Reform der Gedenkstätte Mauthausen zu erarbeiten.²⁴¹ Darin war auch eine systematische Befragung von Überlebenden

²³⁹ Histoire et sciences sociales. Un tournant critique?, in: *Annales. Économie, Sociétés, Civilisations*, 43.2 (1988), 291–293 und: Tentons l'expérience, in: *Annales. Économie, Sociétés, Civilisations* 44.6 (1989), 1317–1323.

²⁴⁰ Gerhard Botz, „Eine neue Welt, warum nicht eine neue Geschichte?“ I und II, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 1/1 (1990), 49–76 und 1/3 (1990), 67–86.

²⁴¹ Botz/Elmayer, Gedenkstätten-Museum Mauthausen.

vorgesehen. Das Projekt ist aber von sozialdemokratischen Beamten liegen gelassen worden. Nach dem Regierungsantritt der ÖVP-FPÖ-Regierung unter Wolfgang Schüssel [2000], wogegen ich öffentlich aufgetreten bin, hat mir – wohl als Alibi – der ‚schwarze‘ Innenminister Rudolf Strasser 2001 die Durchführung eines großen *Oral-History*-Projekts angeboten. Unter meiner Leitung haben wir – Mitarbeiterinnen des Instituts für Konfliktforschung und des DÖW – es durchgeführt, nachdem wir es nach einer internationalen Ausschreibung zugesprochen bekommen hatten. Damit konnten wir in einem großen Maßstab mit über 20 Projektpartnern aus ganz Europa, aus den USA und Israel über 800 Erinnerungsinterviews generieren und auf Tonträgern, davon ca. 80 auch auf Video, aufzeichnen.²⁴² Dieses damals größte derartige Projekt über ein einzelnes Nazi-Konzentrationslager hat mich seither in Atem gehalten. Das nachfolgende und noch nicht publizierte Forschungsprojekt²⁴³ verbindet in für mich idealer Weise qualitative (*Oral History*) mit statistischen Methoden und Datenbankauswertungen, selbst Bildgeschichte kam in der Gedenkstätte in Mauthausen mit der Gestaltung der Video-Ausstellung mit Überlebenden (2003–2012)²⁴⁴ zum Zug.

Pešek/Lohmann: Als wir uns Ihre Biografie und auch Ihre Bibliografie angeschaut haben, fiel uns auf, und Sie bestätigen das jetzt: Sie sind ein unglaublich intensiv in Europa und der ganzen nördlichen Weltkugel vernetzter Historiker. Trotz dieser Aktivität publizieren Sie aber eigentlich relativ wenig im Ausland. Warum?

Botz: Stimmt. Warum, das muss ich mich selbst fragen. Ich frage mich selbst, warum ich manche Einladungen nicht angenommen habe.

Pešek/Lohmann: Das ist schade. Sie haben sich bei Ihrem Vortrag in Prag im März 2012 selbst beklagt über die geringe Rezeption Ihres Buches zur nationalsozialistischen Wohnungspolitik in Wien.²⁴⁵ Das Buch war wirklich ein Durchbruch, und selbst die Deutschen haben es eigentlich nicht zur Kenntnis genommen.

Botz: Naja, schade – aber was könnte ich denn mehr werden als Professor in Wien?! Und in Amerika ist das Buch relativ bekannt. Aber die Frage ist, warum ich nicht mehr im Ausland publiziert habe. Mehrfach bin ich von Wehler für *Geschichte und Gesellschaft* angeschrieben worden, drei, vier Mal, und immer habe ich gesagt: Jetzt nicht. So habe ich einen Review-Article abgelehnt über Zeitgeschichte, den dann ein österreichischer Kollege geschrieben hat – jämmerlich schlecht. Ich habe vor kurzem über Wiesenthal etwas publiziert, was ich zwölf Jahre früher, als Wiesenthal noch gelebt hat, vorgetragen habe.²⁴⁶ Ich hatte fast vergessen, dass ich

²⁴² Botz/Amesberger/Halbmayr, „Mauthausen Survivors Documentation Project“, 297–306.

²⁴³ Siehe dazu: Gerhard Botz/Regina Fritz/Alexander Prenninger, Mauthausen überleben und erinnern. Vergleichende Analyse von lebensgeschichtlichen Interviews mit Überlebenden des KZ Mauthausen. Ein Bericht aus dem „Mauthausen Survivors Research Project“ (MSRP), in: Jahresbericht 2009 der Gedenkstätte Mauthausen, Wien 2010, 39–48.

²⁴⁴ Siehe Gerhard Botz/Bernadette Dewald/Alexander Prenninger, Mauthausen Erzählen – Narrating Mauthausen, in: Bertrand Perz et al. (Red.), Das Gedächtnis von Mauthausen, hrsg. v. Bundesministerium für Inneres, Wien 2004, 76–103.

²⁴⁵ Botz, Wohnungspolitik.

²⁴⁶ Botz, Simon Wiesenthals Beitrag, 169–199.

das geschrieben habe. Warum? Ich habe vor ausländischen, also vor angelsächsischen, englischen, deutschen und französischen, Historikern großen Respekt, so dass ich dann wohl überkritisch bin bei meiner Arbeit, manches erst sehr spät abgebe oder überhaupt nicht mache.

Pešek/Lohmann: Sie schreiben dennoch wirklich viel, aber es ist immer auch eine Frage der Rezeption dieser Publikationen. Dabei geht es auch um die Ausrichtung. In Frankreich, sagten Sie, seien Sie zum Österreicher geworden. Wir haben den Eindruck gewonnen, dass Sie wirklich sehr stark bewusst nach Österreich hineingewirkt haben und die Entwicklung der Geschichtswissenschaft hier geprägt haben.

Botz: Stimmt vielleicht, das war notwendig. Ich hab mich politisch engagiert – in fast jeder historisch-politischen Kontroverse musste ich Stellung nehmen. Aber das hat Erika Weinzierl ähnlich gemacht. Nur hat sie anscheinend nicht dieselben ausländischen Ablenkungen gehabt wie ich. Wenn man als Wissenschaftler auf die Politik Einfluss nehmen will, muss man sich eben auch dem politischen System zuwenden, in dem man sich auskennt und wo man legitime Wirkungsmöglichkeiten hat. Demokratie ist eben immer noch national.

Die Historiker, besonders die Zeitgeschichtler, hierzulande waren bis vor einem Jahrzehnt meist österreichzentriert, alle in meiner Generation. Ich bin aber eben trotzdem den Weg nach außen gegangen. Ich bin auch der Meinung, dass in das Kleine auch das Große einfließen kann.²⁴⁷ Langfristige Entwicklungen und größere räumliche historische Kontexte können durch die Fokussierung auf einzelne Personen (Kurt Waldheim etwa) oder Ereignisse (Wiener Justizpalastbrand 1927²⁴⁸) oder einzelne Regionen (Wien) erhellt werden. Manchmal geht das nur so, vor allem wenn es um Verflechtungen und Wechselwirkungen in einer diktatorisch regierten Gesellschaft geht. So habe ich auch internationale Phänomene und Theorien darüber in meine österreichischen nationalgeschichtlichen Arbeiten einfließen lassen. Aber ein methodisch genauer Blick auf das paradigmatische Kleine lässt manchmal doch die internationalen Verflechtungen vergessen. Sie haben ganz genau ein Strukturproblem bei mir erkannt. Ich sage mir auch oft: Warum habe ich nicht mehr international vergleichende Geschichte, über diktatorische Regime, KZs oder Überlebende, gemacht? Die ausländischen Kontakte habe ich ja zum großen Teil immer noch.

Dazu kommt: Ich habe seit meiner Salzburger Zeit viel organisiert, Projekte und Publikationsmöglichkeiten für Mitarbeiter und interessante Kollegen aufgetrieben und angeleitet. Ich wurde und bin ja auch Leiter eines von mir 1982 – mit Unterstützung der damaligen SPÖ-Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg – gegründeten kleinen, außeruniversitären Forschungsinstituts für Historische Sozialwissenschaft, wie ich dieses interdisziplinäre Teilgebiet der Geschichte auffasse. Es besteht schon über 30 Jahre und bringt u. a. eine Buchreihe dazu beim Campus-Verlag in Frankfurt am Main heraus (bisher 35 Bände). Deswegen bin ich in Salzburg und selbst am Anfang noch in Wien auf große Widerstände gestoßen. Aber die

²⁴⁷ Siehe auch: Ewald Hiebl / Ernst Langthaler (Hg.), *Im Kleinen das Große suchen. Mikrogeschichte in Theorie und Praxis*. Hans Haas zum 70. Geburtstag, Innsbruck 2012.

²⁴⁸ Botz, Ungerechtigkeit, 21-57 (auch in HSR-Supplement 28, 160-190.)

Ludwig Boltzmann-Gesellschaft, zu der dieses Institut gehört, hat mir Rückendeckung gegeben. Ihr und den wechselnden Präsidien (zuerst sozialdemokratisch, seit etwa 2000 konservativ dominiert) bin ich sehr dankbar, trotz mancher bürokratischer Engstirnigkeiten, die im Zeichen der nun dominierenden neoliberalen Forschungsphilosophie zuzunehmen scheinen.

Ohne das Boltzmann-Institut hätte ich die Ressourcen für meine methodischen Erneuerungen in der Zeitgeschichte wohl kaum bekommen, nicht an der damaligen Universität – allerdings hätte ich vielleicht auch nicht so viele Neider an den Unis gehabt... Das war eine ganz große Sache für mich: ein kleines Institut, mehr oder weniger fast ein Ein-Mann-Unternehmen mit jeweils ein oder zwei angestellten Mitarbeitern (etwa Ferdinand Karhofer,²⁴⁹ Albert Müller, dann Heinz Berger²⁵⁰). [Nachtrag 2017: Trotz der wissenschaftlichen Anerkennung einer Reihe von historisch-sozialwissenschaftlich arbeitenden jungen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen erfolgt die Liquidierung des LBIHS per Juni 2017].

Pešek/Lohmann: Es geht nicht nur um die eigene Karriere. Es geht darum, dass sich dann sehr oft diejenigen Leute durchsetzen, die nur dieses Durchsetzen und nicht die Thematisierung von Problemen zum Ziel haben.

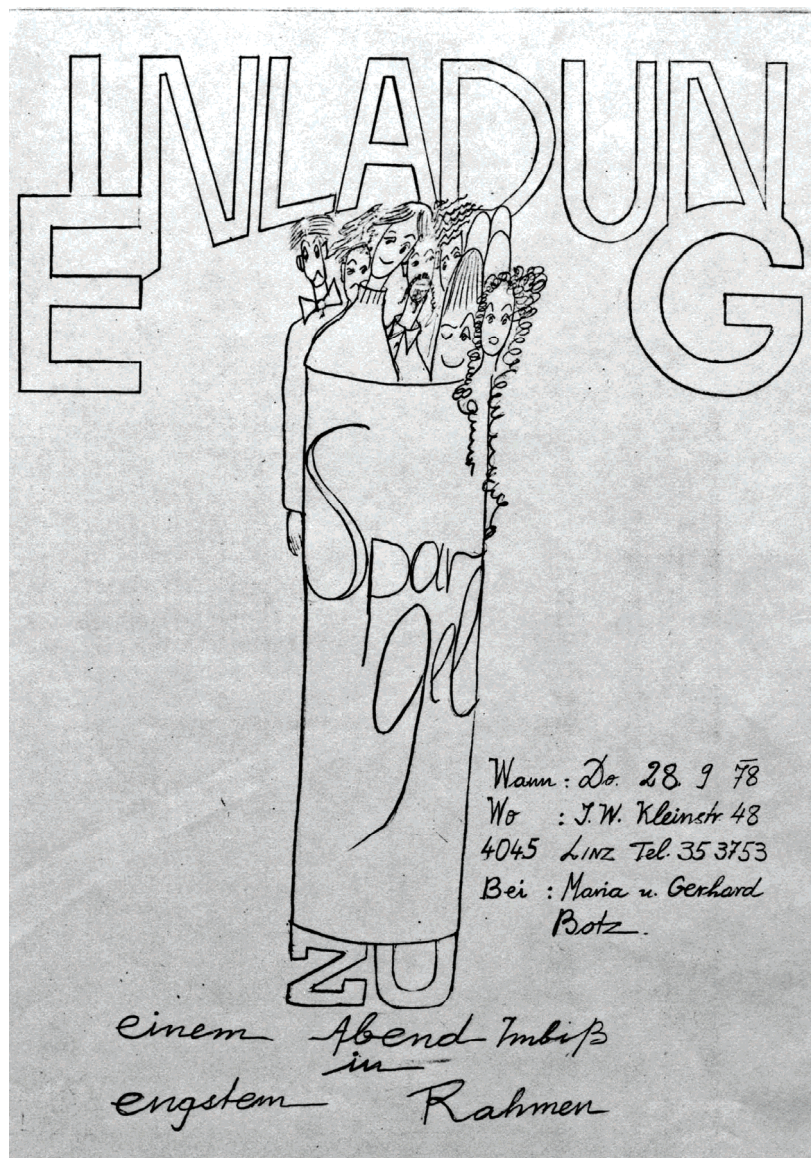
Botz: Ja, die denken anders, die haben andere Motivationen. Da gibt es vielleicht zwei oder drei Typen: Die einen wollen Karriere machen und die anderen wollen das Neue wissen. Und mich treibt auch das politische Engagement an.

Pešek/Lohmann: Sie orientieren sich in diesem Rahmen wunderbar in der Welt der Historiographie. Man hört und liest immer die Maxime: Jetzt haben wir eine internationale Historikergemeinde und wir müssen transnational forschen. Am Ende sieht man aber doch die abgeschlossenen Historiographien, die nur ganz unwillig über den Zaun gucken. Das betrifft die Deutschen ebenso wie die Tschechen, die Österreicher, die Franzosen. In den letzten Jahren wird dieses Problem immerhin thematisiert, das ist schon ein Fortschritt. Unsere abschließende Frage an Sie als Kosmopolit: Haben wir tatsächlich eine internationale Gemeinde oder sind wir weiterhin national begrenzt?

Botz: Meine These dazu ist: Wir sind viel stärker noch national geprägt und orientiert, als das die Propaganda der EU-Bürokraten und -Politiker uns einzureden sucht. Vielleicht ändert es sich jetzt in der Krise. Das muss sich ändern, sonst kollabiert das Erreichte! In Wahrheit sind aber in der Wissenschaft, in der Finanz-, Wirtschafts- und Sozialpolitik, ganz zu schweigen von den demokratischen Regelungsmechanismen, in Europa die Orientierungen an den nationalen *communities*, an den nationalen politischen Systemen und Egoismen immer noch dominant. Erst jetzt bringt uns vielleicht die Krise dazu, dass Europa zusammenwächst.

²⁴⁹ Ferdinand Karhofer (geb. 1956), österr. Politikwissenschaftler, seit 1995 a.o. Professor an der Univ. Innsbruck.

²⁵⁰ Heinrich Berger (geb. 1961), österr. Sozialhistoriker, Universitätslektor, ständ. wiss. Mitarbeiter am LBI für Historische Sozialwissenschaft in Wien.



Einladung zum Empfang (Spargelparty) für die Teilnehmer am 1. Quantkurs bei Gerhard und Maria Botz (privat) in Linz, 28. September 1978 (Entwurf Maria Botz).

Special References

Contributions within this HSR Supplement 28:
Zeitgeschichte zwischen Politik, Biografie und Methodik.
Gewalt und Nationalsozialismus in Österreich im 20. Jahrhundert.

- Botz, Gerhard. 2016 [1991]. Zeitgeschichte in einer politisierten Geschichtskultur: Historiographie zum 20. Jahrhundert in Österreich. *Historical Social Research Supplement* 28: 105-132. doi: 10.12759/hsr.suppl.28.2016.105-132.
- Botz, Gerhard. 2016 [1982]. Political Violence, its Forms and Strategies in the First Austrian Republic. *Historical Social Research Supplement* 28: 133-159. doi: 10.12759/hsr.suppl.28.2016.133-159.
- Botz, Gerhard. 2016 [2008/2015]. Ungerechtigkeit, die Demonstranten, Zufall und die Polizei: Der 15. Juli 1927. Bildanalysen zu einem Wendepunkt in der Geschichte Österreichs. *Historical Social Research Supplement* 28: 160-190. doi: 10.12759/hsr.suppl.28.2016.160-190.
- Botz, Gerhard. 2016 [2006]. The Short- and Long-Term Effects of the Authoritarian Regime and of Nazism in Austria: The Burden of a 'Second Dictatorship'. *Historical Social Research Supplement* 28: 191-213. doi: 10.12759/hsr.suppl.28.2016.191-213.
- Botz, Gerhard. 2016 [1981]. Strukturwandlungen des österreichischen Nationalsozialismus (1904 bis 1945). *Historical Social Research Supplement* 28: 214-240. doi: 10.12759/hsr.suppl.28.2016.214-240.
- Botz, Gerhard. 2017 [1978/2008]. Nationalsozialismus in Wien. Machtübernahme, Herrschaftssicherung, Radikalisierung 1938/39. *Historical Social Research Supplement* 28: 241-315. doi: 10.12759/hsr.suppl.28.2017.241-315.
- Botz, Gerhard. 2016 [1978]. The Jews of Vienna from the "Anschluss" to the Holocaust. *Historical Social Research Supplement* 28: 316-334. doi: 10.12759/hsr.suppl.28.2016.316-334.
- Botz, Gerhard. 2016 [1996]. Binnenstruktur, Alltagsverhalten und Überlebenschancen in Nazi-Konzentrationslagern. *Historical Social Research Supplement* 28: 335-353. doi: 10.12759/hsr.suppl.28.2016.335-353.
- Botz, Gerhard, Bernadette Dewald and Alexander Prenninger. 2016 [2004]. Mauthausen erzählen / Narrating Mauthausen. *Historical Social Research Supplement* 28: 354-372. doi: 10.12759/hsr.suppl.28.2016.354-372.
- Botz, Gerhard. 2016 [1978/1988]. Neueste Geschichte zwischen Quantifizierung und „Mündlicher Geschichte“: Überlegungen zur Konstituierung einer sozialwissenschaftlichen Zeitgeschichte von neuen Quellen und Methoden her. *Historical Social Research Supplement* 28: 373-397. doi: 10.12759/hsr.suppl.28.2016.373-397.
- Botz, Gerhard. 2016 [2016]. A "War Child" as a Historian of Austria's Nazi Past. *Historical Social Research Supplement* 28: 398-415. doi: 10.12759/hsr.suppl.28.2016.398-415.